Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreizehnter Jahrgang

Nr. 2 — Leipzig, den 12. Januar — 1899

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1591 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Die dreifache Welt der christlichen Frömmigkeit: 2. Gegenwärtiges Erleben — Die Bedeutung der Reformation innerhalb der allgemeinen Religionsgeschichte: 2 — Drei Autographen des Franz von Assisi — Edward Burne-Jones, ein Naturalist des Schönen. Zweite Hälfte — Verschiedenes: Die Rabenaasstrophe; Doktor Vorwärts' zweite Trauung; Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen von der Reformation bis auf die Gegenwart; Deutsche Einfuhr in der Türkei; Ueber Nachbildungen von Bildern Burne-Jones' — Anzeigen

Die dreifache Welt der christlichen Frömmigkeit

2. Gegenwärtiges Erleben

In Ihm leben, weben und sind wir.
Apostelgesch. 17, 28.

Erinnerung allein thuts nicht. Sofern es ererbter Besitz ist, muß er eigens erworben werden. Sofern es der Ertrag persönlicher Führung ist, beruht dieser ja auf persönlichem Erleben. Und kurzum, zu aller lebendigen Religion, insbesondre zur christlichen, gehört gegenwärtiges Erleben.

Während die Probleme der theologischen Wissenschaft heute ganz vornehmlich auf dem Gebiete der Erinnerung liegen, hat der einzelne schlichte Christ es hauptsächlich mit den Schwierigkeiten zu thun, die dem Gebiete des persönlichen Erlebens angehören. — Was muß ich an religiösen Erlebnissen aufzuweisen haben, um sagen zu können, daß ich Religion habe? Welcher besondern Erfahrungen, Eindrücke, Gemütsbewegungen, Offenbarungen und Erschütterungen, welcher Stimmungen und Ueberzeugungen, Antriebe, Kräfte und innern Nötigungen habe ich zu warten, wenn ich ein Christ bin? Und umgekehrt, falls ich dies und jenes nicht kann, mag, begreife oder erfahre — welche Mängel meines gegenwärtigen Seelenzustandes schließen mich vom Heiligtum und vom Heil aus?

Es scheint mir geradezu oberste Pflicht einer christlichen Zeitschrift für die Gemeinde, auf solche Fragen immer wieder zurückzukommen. Heute handelt es sich aber nur darum, dem Nachdenkenden zu bezeugen, daß dieses ganze Gebiet gegenwärtigen Erlebens ein notwendiges Stück Welt für die christliche Frömmigkeit ist, in der sie atmen und gedeihen will.

Dabei darf der Begriff des „Gegenwärtigen" nicht zu eng gefaßt werden. Die eigentliche Gegenwart ruht auf eines Messers Schneide. Vielmehr, sie ruht überhaupt nicht. Der Augenblick, den ich eben als gegenwärtig denke, ist, ehe ich das noch fertig brachte, schon Vergangenheit geworden; ich will den nächsten, kommenden Augenblick als Gegenwart fassen, und auch er ist schon vergangen! Aber wir alle greifen unwillkürlich das, was uns Gegenwart ist, weiter: ein gut Teil von dem geistigen Besitz und irdischen Zustande, den wir in der Vergangenheit uns aufgebaut haben, der uns in ihr aufgebaut worden ist, und ein gut Teil der Dinge und Erlebnisse, die sich in der nächsten Zukunft uns vorbereiten, nehmen wir mit hinein. Inmitten dieses Bereichs uns mehr oder minder „gegenwärtiger" Interessen erleben wir unsre „Gegenwart."

Und in diesem Bereich will die Religion, will die christliche Frömmigkeit erlebt sein.

Die unmittelbare Weise, in der das geschieht, ist das Gebet. Alles gesunde Gebet richtet sich an den lebendigen, gegenwärtigen Gott. Wahres Gebet meistert den Flug der Zeit, daß sie stille halten muß, giebt uns eine Ahnung der Ewigkeit, der aller Wechsel der Dinge und Zeiten dienen muß.

Schon das Beten der frommen Menschen wird, näher betrachtet, verschieden sein — wie verschieden erst ihr religiöses Erleben sonst! Ob der Prophet eine Erleuchtung eben empfängt, ob er sie geistdurchglüht seinem Volke frisch verkündigt, ob er selbst unter dem scheinbaren Verziehen Gottes Geduld üben und den eignen Glauben an die erhaltne Offenbarung bewähren muß — welch unterschiedne Gegenwärtigkeit seines religiösen Erlebens! Und so ists bei den schlichtesten Christenmenschen auch. Ob die Ahnung eines Gott-Vaters, der sich um seine Kinder kümmert, in einem Herzen aufdämmert, ob sie zur fröhlichen Zuversicht wird, die man entschlossen ist, unter allen Umständen fürs Leben festzuhalten, ob diese Zuversicht durch fernere Schicksale bestätigt oder hart auf die Probe gestellt wird — welche Stufenfolge mannichfacher Erfahrung ist das! Ob uns von Jesus Christus erzählt wird und unser erstes Interesse an ihm erwacht, ob wir uns ihm zu Jüngern ergeben, unter seinem Kreuze unsre Schuld empfinden, von ihm Vergebung empfangen, eine neue Gerechtigkeit bei ihm lernen, sein Leben in uns hegen als das Gewissfeste von der Welt oder wiederum seines Kommens warten — das alles ist Christentum, aber eine Welt grundverschiedner Wandlungen. Ob wir in Versuchung stehen oder siegreich triumphiren, ins irdische Leben als Christen erst eintauchen oder sterbend als Christen Abschied von ihm nehmen, ob wir zur rechten Stunde begreifen, was der Apostel meint: Alles ist euer! oder was Christus fordert: Will Jemand mir nachfolgen, der verleugne sich selbst — immer wird eine Fülle von Erlebnissen uns zu teil, die so nur der Fromme, nur der Christ hat. Und mögen wir immerhin aus den Schwankungen, aus dem Werden und Neuwerden niemals herauskommen, so wird das doch Kern und Stern aller wahrhaftigen christlichen Frömmigkeit sein, daß sie von dem heute lebendigen und gegenwärtigen Gott sagt: In Ihm leben, weben und sind wir. R

Die Bedeutung der Reformation innerhalb der allgemeinen Religionsgeschichte

2

Wir haben in dem ersten Artikel das Problem scharf zu bestimmen versucht, indem wir es also formulirten:

Die Reformation bedeutet einen epochemachenden Umschwung in der Religionsgeschichte überhaupt; denn Luther hat das, was man bisher für das Wesen der Religion hielt, als vorübergehende oder sekundäre oder gar als bedenkliche Erscheinung betrachtet, und er hat das, was bisher als abgeleitete Wirkung der Religion galt, als ihr Wesen beurteilt, oder doch den Anstoß zu solchen Beurteilungen gegeben.

Als das, was man bisher für das Wesen der Religion gehalten hatte, bezeichneten wir die Inspiration und das engel-

gleiche Leben; als das, was Luther dafür eingesetzt, den Erlösungs- und Vorsehungsglauben.

Bevor wir die Fragen erörtern, die die Erkenntnis dieses Umschwungs hervorruft, wollen wir uns die Verschiedenheit der Frömmigkeit, wie sie sich hier und dort darstellt, vergegenwärtigen. Auf beiden Seiten schildern wir ihre klassische Gestalt:

Dort ist es das Innewerden der Gottheit, das Alles beherrscht; nicht nur der Geist und die Seele, sondern auch die geheiligten Sinne nehmen sie wahr: Gott wird gefühlt, gehört, geschaut und geschmeckt. Diese überwältigenden Erfahrungen reißen den Frommen aus der Welt heraus und führen ihn hoch über sie. Er kann gar nicht mehr in und mit der Welt leben oder vielmehr — nur die irdischen Dinge bleiben ihm übrig, die Gott als Mittel erwählt hat, um sich ihm erkennbar zu machen: die heilige Speise, das Kruzifix, der Geißelstrick, der arme Bruder. Aber wer Gott nur in der Einsamkeit vernehmen kann, der muß in die Wüste ziehen. Ein Unterschied der Begabungen zeigt sich hier: der heilige Antonius, der ihn nur dort findet, und der heilige Franziskus, der ihn an der Sonne, den Blumen und den Fischen, im Elend, in der Krankheit und im Hunger sich offenbaren sieht. In der Sache ist kein Unterschied, und darum auch nicht in der Lebensführung. Sie beide sind jedem weltlichen Beruf und jeder irdischen Aufgabe entrückt: der Franziskaner, der dem Hungernden ein Süpplein erarbeitet, dem Mütterchen das Holz abnimmt und den Pestkranken pflegt, sieht Christus in ihnen und dient Christo, das heißt Gott. Das Irdische ist ihm nur ein leichter Schleier, hinter dem ihn überall die Gottheit selbst anblickt; je tiefer die Not und Armseligkeit, um so heller und tiefer ihr großes Auge. Wie ein Träumender schaut, handelt und hilft er. Aeußere Gefahren und Hemmungen von Menschen giebt es eigentlich nicht mehr; aber zwei mächtige Feinde lauern: der Teufel und das Fleisch. Je lebendiger sich die Gottheit zu erkennen giebt, desto heftiger werden ihre Anläufe. Sie suchen die Seele aus der Gemeinschaft mit Gott zu reißen; sie verdunkeln seinen Lichtglanz und stürzen den Geist in Finsternis. Ein fortwährender Kampf ist die Folge, und das Schrecklichste ist: die Gottheit scheint sich selbst manchmal zurückzuziehen.

> Willst du mich sogleich verlassen,
> Warst im Augenblick so nah,
> Dich umfinstern Wolkenmassen,
> Und nun bist du gar nicht da.

Im Augenblick noch unter Chören von Engeln, und vielleicht schon im nächsten Moment unter Teufeln; eben noch geborgen im Schoße Gottes, und gleich darauf gepeitscht vom bösen Feind; eben noch auf Wolken schwebend als Seher und Prophet — ein Sturz, und am Boden krümmt sich ein zertretner Wurm.

In diesen Kontrasten spielt sich, aufregend und zermarternd, das innere Leben ab, und es giebt nur noch ein inneres. Aber all die Not und Qual wird immer wieder ausgelöscht durch einen Moment wirklichen Gottesgefühls. In ihm erscheinen auch die erlittnen Anfechtungen als gerechte Strafen des heiligen Gottes, und man erkennt, daß sie nicht ausbleiben konnten.

Und nun vergleichen wir damit den Frommen im Sinne Luthers. Er hat die Gottheit nie geschaut, und wenn er sie gefühlt hat, will er sich auf dies Gefühl nicht verlassen. Worauf er sich verläßt, das ist das Wort Gottes, das Evangelium, das ihm verkündigt ist. Weil er dem Worte glaubt, glaubt er an Gott, und das Wort wandelt seine unsichern oder schrecklichen Gottgefühle in ein tröstliches Wissen und in eine lebendige Gewißheit. Zu wissen braucht er nur Eines: daß das dunkle und heilige Wesen, dem gegenüber er sich verantwortlich und schuldig fühlt, für ihn nicht mehr der schreckliche Richter ist, sondern der Vater. Im Worte, d. h. in, mit und unter Christus, ist er davon überzeugt worden. Die Erweckung dieser Ueberzeugung ist das grundlegende und Alles bestimmende Erlebnis. Es wirkt sich aus in dem kindlichen Gebet und in der Zuversicht, fortab bei Gott geborgen zu sein. „Laß dir an meiner Gnade genügen“ und „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen“ — diese beiden Worte bezeichnen die Eigenart des innern Lebens, das nun entstanden ist. In der Breite und Peripherie des irdischen Lebens ändert sich gar nichts, und auch nach „hohen Offenbarungen“ schaut ein solcher Mensch nicht aus. Es giebt nur eine Bitte: „Herr, stärke mir den Glauben.“ Wohl tritt die ganze Welt und der Weltlauf in das Licht des väterlichen Gottes, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt; aber nichts Einzelnes — weder im Sittlichen noch im Physischen — erhält an sich eine besondre Bedeutung; ja größer als die Sorge, Gottes Walten überall zu erkennen, ist die Scheu, die Gnade, die das Herz fest macht, nicht mit andern Eindrücken und Erlebnissen zu vermischen: „Freuet euch nicht, daß euch die Geister unterthan sind; freuet euch aber, daß eure Namen im Himmel angeschrieben sind.“ Der Seher, der Heilige, der Asket — sie sind verschwunden; sie haben dem Gläubigen Platz gemacht.

Die Wirkungen dieses Umschwungs umfassen den ganzen Bereich der Erscheinungen des religiösen Lebens. An die Stelle fortwährender Erregungen und eines psychischen Reizzustandes ist eine stetige Stimmung getreten; man vergleiche die Meditationen und Gesänge katholischer Mystiker mit den Kreuz- und Trostliedern Paul Gerhardts! Aber auch das Weltbild, das dort und hier entsteht, ist ein ganz verschiednes: in eine Welt, die des Teufels ist, greift Gott hinein mit Wundern und Zeichen, offenbart an diesem und jenem seine leibhaftige Gegenwart und schafft mitten in der Welt der Sünde und des Todes eine zweite Welt des Heiligen — so ist es dort; nein, er leitet diese Welt mit ihrer Not und ihrem Elend zu seinem Ziele — so ist es hier.

Der ungeheure Wechsel, der hier entstanden ist, muß zunächst mit der ganzen Stärke des Kontrastes empfunden werden, wenn man beiden Teilen gerecht werden will. Erst dann darf man nach den geschichtlichen und sachlichen Vermittlungen fragen und nach dem Rechte, das jeder der beiden Auffassungen gebührt. Wie fremd aber den evangelischen Christen der frühere Religionsbegriff geworden ist, davon kann man sich gerade in unsern Tagen leicht überzeugen. Da alle geschichtlichen Erscheinungen heutzutage vorurteilsloser, ich möchte sagen positiver studiert werden, als in dem Zeitalter der philosophischen Konstruktionen, so kam man auch dazu, die ältern Erscheinungsformen der Religion sicherer zu beobachten und genauer wiederzugeben als früher. Man begnügte sich z. B. nicht mehr damit, die Unterschiede des Protestantismus und Katholizismus nach den Katechismen darzustellen und das, was nicht im Katechismus der katholischen Kirche steht, als unerhebliches Beiwerk zu betrachten, sondern man suchte die wirkliche Lebensgestalt der Frömmigkeit zu ermitteln und sich klar zu machen. Man wollte auch das alte Christentum nicht mehr nur an seiner Dogmengeschichte studieren, sondern in allen seinen Erscheinungen und an allen seinen Kundgebungen. Diese Versuche hatten für die, die sie anstellten, ein unerwartetes Resultat. Es wurde uns mitgeteilt, daß nun erst das Wesen der Religion entdeckt sei, und daß es mit der Religion eine ganz andre Bewandtnis habe, als wir bisher geglaubt hatten. Die Einen erzählten uns, dort, wo die Religion wirklich lebendig sei, sei sie eine mit Zauberei verbundne Art von Manie, und man müsse sie studieren, wie man psychische Ekstasen und Alchemie studiert; sie lebe im Absurden, gefalle sich in tausenden seltsamen Hervorbringungen, und wo sie anfange vernünftig zu werden, da sei ihr bereits Fremdes beigemischt. Die Andern aber berichteten noch Ueberraschenderes von ihrem Streifzug in das Land der Religion. Sie brachten im Unterschied von Jenen die Religion als ein Gut nach Hause, aber als ein Gut, vor dem der evangelische Glaube nicht mehr bestehen könne. Sie teilten uns mit, daß Religion Inspiration und asketische Weltflucht sei. Es war der alte Religionsbegriff und die katholische Religion, die sie entdeckt hatten; aber sie wußten das nicht. So fremd waren sie innerlich dieser Art von Religion geworden, daß sie sie nicht einmal zu identifiziren vermochten. Aber freilich, noch fremder standen sie der evangelischen Religion gegenüber; denn jene, wenn sie sie auch bisher nicht gekannt hatten, begrüßten sie nun wie eine Offenbarung, diese aber verblaßte ihnen augenblicks und schien überhaupt nichts mehr zu sein als ein wesenloser Schein oder als ein verfehltes geschichtliches Experiment.

Unter der Oberfläche der Ereignisse und geistigen Entwicklungen bereitet sich, soweit überhaupt die Religion unter uns

noch lebend ist, eine erschütternde Krisis vor. Es gilt dem Protestantismus, es gilt dem evangelischen Christentum in dem Grundprinzip seines Daseins. Man sagt uns, der Protestantismus habe mit dem Ultramontanismus zu kämpfen und es drohe ihm von diesem große Gefahr. Das ist wahr, aber diese Gefahr ist nicht die höchste. Viel ernster ist die Krisis, die über den evangelischen Religionsbegriff selbst hereinbrechen wird, ja schon hereingebrochen ist. Es handelt sich zum zweitenmal um eine Auseinandersetzung mit dem Katholizismus; denn der „neue“ Religionsbegriff ist in Wahrheit der katholische. Wie Viele die Krisis bereits empfinden, thut nichts zur Sache. Um ihren Anbruch zu verkündigen, bedarf es keines Propheten mehr. Um welche Gegensätze es sich handelt, haben wir in den beiden Artikeln kurz darzustellen versucht; in den folgenden soll sich die Beurteilung anschließen.
Harnack

Drei Autographen des Franz von Assisi

1*)

Es sind nicht ganz neu entdeckte Schätze, von denen hier die Rede sein soll. Doch ist ihre gelehrte Kenntnis immerhin noch so neu — oder, wie man richtiger sagen muß: erst seit so kurzer Zeit wieder erneut, daß ich den meisten Lesern der Christlichen Welt Neues werde bringen können. Mir selbst ist die Möglichkeit einer genauern Beschäftigung mit diesen Schätzen erst kürzlich geboten worden, als das Studium eines neuen Buches von Paul Sabatier mich veranlaßte, bei Herrn Sabatier selbst mich nach Einzelnem, das mir dunkel blieb, zu erkundigen. Der Güte des französischen Gelehrten verdanke ich die Mitteilung der italienischen Publikation, die vor etwas über drei Jahren die erste Reproduktion der in der Ueberschrift genannten Autographen brachte,**) überdies eine Photographie der im Folgenden zu erwähnenden Monstranz in Assisi und briefliche Mitteilungen, die ich dankbar verwerten werde.

Autographen-Sammlungen, d. h. Sammlungen von Originalhandschriften berühmter Menschen, sind schon im sechzehnten Jahrhundert eine gelehrte Liebhaberei gewesen. Schon im vorigen Jahrhundert ist diese Liebhaberei auch nach Deutschland gekommen, und in den letzten Jahrzehnten hat sie auch bei uns eine sehr große Zahl von Freunden gefunden. Der Autographen-Handel ist ein einträgliches Geschäft für Antiquare und Kunsthändler geworden; auch Deutschland hat — in Leipzig und Berlin — seine Hauptplätze für diesen Handel; der internationale Autographenverkehr hat seine Kataloge, seine Kunstausdrücke, seine Marktpreise und seine periodischen Zeitschriften; und auch den deutschen Autographen-Liebhabern fehlt es nicht an einem „Handbuch für Autographensammler“ (von Schulz, Leipzig 1856), das für den Kauf und Verkauf von Autographen sie mit den nötigen Kenntnissen ausrüstet. Dieses moderne Autographen-Sammeln verfolgt kein gelehrtes, wenigstens — um den Graphologen nicht zu nahe zu treten — kein im gewöhnlichen Sinne gelehrt-geschichtliches Interesse. Freilich ist auch der Inhalt des autographischen Billets oder Briefes oder Dokuments ein Faktor der Preisbildung; und für denjenigen, der „graphologische“ Studien machen, d. h. aus den Schriftformen Schlüsse auf die persönliche Eigenart des Schreibers ziehen will, ist schon deshalb ein Brief, dessen Unterschrift allein ein Autograph ist, nicht soviel wert als ein von dem betreffenden Menschen eigenhändig geschriebenes Schriftstück, eine vollständige Unterschrift (z. B. „Otto von Bismarck“) wertvoller als eine verkürzte („v. B.“). Allein vornehmlich ists doch die Seltenheit an sich, die im Autographenhandel den Preis bestimmt; das Autographen-Sammeln ist eine Raritäten-Liebhaberei, wie andrer Sammel-

*) Einige gelehrte Anmerkungen dürfen unsre ungelehrten Leser getrost übersehen und denen gönnen, für die sie von Wert sind. D H

**) Faloci Pulignani, Tre autografi di San Francesco (Estratto dalla „Miscellanea Francescana“ di Foligno vol. VI 1895 p. 33—39, per cura dei PP. Minori Osservanti di S. Maria degli Angeli, in occasione del secondo Congresso dei Terziari di S. Francesco in Assisi, 10—13 Ottobre 1895). Edizione di soli 150 Esemplari. Das der Abhandlung beigegebne Faksimile der drei Autographen ist durch Lichtdruck nach Photographien hergestellt.

sport auch, wenn es gleich vornehmer, sinnreicher und anregender ist als manche andre Sammelei. Hätten die Autographen, von denen ich hier reden will, auch nur einen Raritätenwert, so wären sie zwar für Autographen-Sammler von hervorragendstem Interesse. Denn sie sind mehr als 670 Jahre alt; sie rühren her von einem der berühmtesten Heiligen der römischen Kirche; und sind Unica, d. h. die einzigen von diesem Manne erhaltenen. Autographen solchen Wertes haben die Autographenkataloge nicht auszubieten; ihr Preis würde die höchsten sonst vorkommenden Preise weit hinter sich lassen. Allein die Christliche Welt hätte dann keinen Grund, sich mit diesen Raritäten zu beschäftigen. Doch die Dinge liegen hier anders. Schon der direkte historische Ertrag dieser Autographen ist nicht unbedeutend; vollends indirekt haben sie geschichtlichen Wert. Um dieser ihrer geschichtlichen Bedeutung willen erbitte ich das Interesse der Leser der Christlichen Welt für diese Autographen; ihre Besprechung soll die Einleitung bilden zu Mitteilungen über das erwähnte neue Sabatiersche Buch,*) die demnächst folgen sollen.

2

Zunächst noch eine Vorfrage. Wer ist Paul Sabatier? Die ältern Leser der Christlichen Welt erinnern sich vielleicht meiner Aufsätze über sein „Leben des heiligen Franz von Assisi“**) im Jahrgang 1894 dieser Zeitschrift***); vielleicht hat auch dieser oder jener unter den Lesern sich durch meine Besprechung oder durch eine andre der vielen anerkennenden Anzeigen bestimmen lassen, dies bedeutende Buch, von dem inzwischen auch eine deutsche Uebersetzung erschienen ist,†) selbst zu lesen. Diese Leser wissen es, und die übrigen erfahren es hiermit, daß Paul Sabatier der neueste gelehrte und doch von Tausenden ungelehrter Leser gelesene Biograph des heiligen Franz ist, ein Schriftsteller, auf dessen gelehrtes Wissen und glückliche Entdeckungen die Gelehrten, auf dessen publizistische Erfolge die Litteraten neidisch sein könnten. Daß er seinem Berufe nach zur Zeit, als sein Buch erschien, evangelischer Pfarrer im Departement Ardèche (westlich der südlichen Rhone) war, ist hier gleichgiltig; doch erwähne ichs, damit er nicht, was oft geschehen ist, mit seinem weit ältern Namensvetter Louis August Sabatier, dem Senior der evangelisch-theologischen Fakultät in Paris (geb. 1839), verwechselt wird. Paul Sabatier hat bald nach dem Erscheinen seines Franz von Assisi seine Pfarrstelle aufgegeben, nicht um dauernd aus dem geistlichen Amte zu scheiden, wie ich irrig (Jahrgang 1894 Sp. 499 Anmerkung) annahm, sondern zeitweilig, um Muße für seine gelehrten Studien zu gewinnen. Den größten Teil der seitdem vergangnen Zeit hat er, soviel ich weiß, in Assisi gelebt — ich hörte, daß die Gesellschaft des Städtchens sich darüber in zwei Parteien geteilt habe: hier Sabatier, hier die Klerikalen —; noch im November v. J. weilte er dort, Anfang Dezember war er in Rom.

Sabatier ist es, dem man, wie so manches neue Wissen über Franz von Assisi, so auch die Entdeckung oder Wiederentdeckung der Autographen dankt — oder wenigstens danken sollte, denn den Römischen ist das Danken dadurch erschwert, daß Sabatiers „Franz von Assisi“ seit dem 8. Juni 1894 auf dem „Index“ steht, d. h. vom Papst in das Verzeichnis der Bücher aufgenommen ist, die ein frommer Katholik nicht lesen darf. Diese Verurteilung seines Buches hat natürlich auch den Verfasser für die Katholiken anrüchig gemacht; die oben genannte italienische Publikation über die Autographen des heiligen Franz von gut römischer Seite erwähnt ihn gar nicht, soviel sie auch seiner Arbeit verdankt.

*) Collection de documents pour l'histoire religieuse et littéraire du moyen âge, Tome I: Speculum perfectionis seu S. Francisci Assisiensis legenda antiquissima auctore fratre Leone. Nunc primum edidit Paul Sabatier. Paris, Fischbacher, 1898. CCXIV, 376. 8°.

**) Vie de S. François d'Assise par Paul Sabatier. Paris, Fischbacher, 1894; CXXVI, 419. Frcs. 7,50.

***) „Ein neues Evangelium“ Sp. 493 bis 499. „Das Testament des Franz von Assisi“ Sp. 634 bis 639, 658 bis 664 und 682 bis 686. Vgl. auch 630 f.: „Ein irrtümlich verliehner päpstlicher Segen.“

†) Paul Sabatier, Leben des heiligen Franz von Assisi. Autorisirte und durch Originalmitteilungen des Verfassers bereicherte Uebersetzung der 9. Originalauflage von M[argarethe] L[isco]. Berlin, Reimer, 1895. VI, LXVIII, 346 S. gr. 8°. 7 Mk.

3

Doch nun endlich zur Sache! In der Sakristei der Klosterkirche S. Francesco in Assisi befindet sich eine Reliquie, die noch heute alljährlich am 1. August bei der feierlichen Prozession, die der Klerus von Assisi veranstaltet, um den berühmten Portiuncula-Ablaß zu gewinnen, von der Franziskuskirche nach der Kirche S. Maria degli Angeli getragen wird. Es ist eine Monstranz — so sagt Sabatier, und die Form der Reliquie spricht dafür —, oder ein sonst nicht weiter gebrauchtes Reliquiar, d. h. ein Reliquienbehälter — so sagt Faloci-Pulignani —, dessen obere Hälfte wie ein Flügelaltar der Barockzeit en miniature aussieht. Der Raum des „Mittelbildes“ ist nur 10 Centimeter breit, 14 hoch; die Flügelseiten sind etwa 10′ hoch und nur 6′ breit; ein Architrav mit gebrochnem Giebel krönt das Ganze. Die Flügelseiten sind als zwischen Pilastern stehende Nischen ausgebildet; jede der beiden Nischen ist durch eine Statuette ausgefüllt: die bärtige Gestalt links soll, wie die Unterschrift — S[anctus] F[ranciscus] — zeigt, den heiligen Franz darstellen, die bartlose rechts den Bruder Leo: B[eatus] L[eo]. Den Raum des Mittelbildes nimmt die Reliquie ein, ein Pergamentblatt mit folgender lateinischer Inschrift:*)

Der selige Franciscus hielt zwei Jahre vor seinem Tode ein vierzigtägiges Fasten auf dem Alverno zu Ehren der seligen Jungfrau Maria, der Mutter Gottes, und des seligen Erzengels Michael vom Fest der Himmelfahrt der heiligen Jungfrau Maria bis zum Feste des heiligen Michael im September, und es kam über ihn die Hand des Herrn. Nach**) dem Gesicht und der Anrede der Seraphim und der Eindrückung der Wundmale Christi an seinem Leibe dichtete er den Lobpreis Gottes, der auf der andern Seite dieses Blattes steht, und schrieb ihn mit seiner Hand, Gott Dank sagend für die ihm zuteil gewordne Gnadenerweisung.

Der Herr segne dich und behüte dich; er lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig; er erhebe sein Angesicht auf dich und gebe dir Frieden.

Der selige Franciscus schrieb mit seiner Hand diesen Segen mir dem Bruder Leo.

Der Herr segne,
Bruder Leo, dich.

In gleicher Weise hat er dies Zeichen T mit einem Köpfchen mit seiner Hand gemacht.

Das hier im Petitdruck Wiedergegebne, auf dem Pergament in schöner, kleiner Schrift Geschriebne will eine von dem Genossen des heiligen Franz, dem Bruder Leo († 1271), herrührende Beglaubigung der Thatsache sein, daß der auf der Rückseite des Pergaments befindliche Lobpreis Gottes und der Segen samt dem Kreuzeszeichen auf der Vorderseite von der Hand des heiligen Franz selbst herrühre. Stammt diese Beglaubigung wirklich von Bruder Leo her, so ist an der Herkunft des Segens von Franz nicht zu zweifeln: die Reliquie ist entweder ganz echt, oder ganz Fälschung. In Assisi hat man sie natürlich stets für echt gehalten. Aber die Forschung unsers Jahrhunderts hatte sie nicht einmal der Untersuchung für wert gehalten. Als Sabatier in seiner Vie de S. François (p. XLII note 8 u. S. 405 f.; im deutschen Text S. XXV u. 274; vgl. S. 344 f.) die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt und dabei die Echtheit der Reliquie vorausgesetzt hatte, hat selbst ein Professor der katholischen Kirchengeschichte, Professor Franz Xaver Kraus in Freiburg, auf ein Faksimile der Schrift gestützt, sich mit aller Entschiedenheit für die Unechtheit derselben ausgesprochen:

Die angeblich vom heiligen Franciscus selbst niedergeschriebne Benediction ist in der italienischen Minuskelschrift des fünfzehnten bis sechzehnten Jahrhunderts gehalten; die am Rande durch Fr. Leone beigesetzten Bemerkungen verraten dieselbe Zeit. — Es ist mir schwer verständlich, wie Herr Sabatier nicht sofort gesehen hat, daß das im Sacro Convento aufbewahrte „Original“ nur eine späte Abschrift oder eine Fälschung sein kann. Interessant wäre immerhin, festzustellen, ob die Rückseite wirklich, wie Fra Leone angiebt, die von dem Heiligen gedichteten „Laudes“ enthält; vermutlich nicht, und das wird wohl der Grund sein, weshalb man sie nicht zeigt.*)

Das Interesse für die Rückseite hatte Sabatier, schon ehe Kraus dies schrieb, sehr lebhaft bethätigt. Er war im Herbst 1894 nach Assisi gekommen, unter anderm mit der redlichen Absicht, die Reliquie aufs sorgfältigste zu studiren. Bezüglich der Vorderseite gelang ihm dies — die offenbar bei künstlichem Licht hergestellte ungemein scharfe Photographie, die ich besitze, ist ein urkundlicher Beweis dafür —; doch die Rückseite des Pergaments, die durch eine Silberplatte verdeckt war, blieb trotz aller Mühen ihm unzugänglich: der Versuch, persönlich den Bischof von Assisi für die Sache zu interessiren, trug Sabatier am 8. November 1894 nur Injurien ein, und der weitere Erfolg dieses Besuches Sabatiers war der, daß die Reliquie, die sonst für wenige Soldi jedem Pilger gezeigt wird, solange Sabatier in Assisi weilte, bis Mitte April 1895, hinter Schloß und Riegel gesetzt und so eifersüchtig allen neugierigen, rechtgläubigen wie ketzerischen, Blicken entzogen wurde. Man fürchtete offenbar unliebsame Entdeckungen.

Dennoch stiegen die Chancen für die Echtheit. Sabatier sandte seine Photographie der Vorderseite der Redaktion der Theologischen Litteraturzeitung, und diese legte sie dreien auf dem Gebiet der Paläographie (der Handschriftkunde) als Autorität geltenden deutschen Gelehrten vor. Alle drei erklärten,**) daß paläographische Gründe gegen die Herleitung des Segens und der Beischrift aus der Zeit des Franciscus nicht vorlägen. Auch Professor Kraus erkannte angesichts der Photographie an, daß die Schrift dem dreizehnten Jahrhundert angehöre.***) Da nun Sabatier gleichzeitig†) seine gelehrten Nachweisungen über die Geschichte der Reliquie vervollständigt und gezeigt hatte, daß ihr Vorhandensein — natürlich nicht in der jetzigen, aus dem siebzehnten Jahrhundert stammenden Umrahmung — seit ca. 1250 in einer ununterbrochnen Kette von Zeugnissen verfolgt werden kann,††) so durfte man die Echtheit der Reliquie für ziemlich sicher halten, obwohl man nicht wußte, ob die Rückseite den von Bruder Leo erwähnten „Lobpreis Gottes“ wirklich böte. Den Text dieses Lobpreises freilich hatte man in handschriftlicher

*) Die Stellung der einzelnen Sätze und, wo es nötig war, auch der Buchstaben ist oben möglichst dem Original nachgebildet.

**) Das Manuskript bietet: p't visionem. Sabatier löst die Abkürzung in „per,“ Faloci Pulignani in „propter“ auf. Beides ist unmöglich: ’ bedeutet zunächst us, aber auch os, p't ist also = post.

*) Brief an die Redaktion der Theologischen Litteraturzeitung vom 2. Juli 1895. Theol. Litteraturzeitung, 1895, Sp. 405.

**) Vgl. Theol. Litteraturzeitung vom 23. Nov. 1895, Sp. 628.

***) Theologische Litteraturzeitung 1896 Sp. 60.

†) Theologische Litteraturzeitung 1895 Sp. 627 f.

††) Das älteste dieser Zeugnisse bietet die um 1250 geschriebne zweite Hälfte der zweiten Biographie des heiligen Franz von Thomas da Celano. Celano erzählt hier (2, 18): „Während der Heilige auf dem Alverno weilte, in eine Zelle zurückgezogen, wünschte einer seiner Genossen mit heißem Verlangen, von der Hand des heiligen Franciscus eine kurze Aufzeichnung von Worten Gottes als Erinnerungsblatt zu besitzen. Denn er glaubte, der schweren Versuchung, von der er geplagt ward — sie war geistiger, nicht fleischlicher Art —, mit dessen Hilfe zu entgehen, sie wenigstens leichter ertragen zu können. Doch so sehr ihn die Sehnsucht mitnahm, — er scheute sich, dem heiligsten Vater die Sache kund zu thun. Aber ihm, dem der Mensch Nichts sagte, offenbarte es der Geist. Eines Tages nämlich ruft der selige Franciscus ihn (den Bruder) und sagt ihm: Bringe mir ein Blatt und Tinte, denn ich will Worte Gottes und einen Lobpreis desselben, den ich in meinem Herzen ersonnen habe, aufschreiben. Nachdem sofort gebracht war, was er gefordert hatte, schrieb er mit seiner eignen Hand einen Lobpreis Gottes und zwar Worte, wie sie ihm gut schienen, und zuletzt einen Segen für den Bruder und sagte: »Nimm für dich dieses Blatt und bewahre es sorgfältig bis zum Tage deines Todes.« Sofort weicht all jene Versuchung; das Blatt wird aufgehoben und hat nachher Wunderbares gewirkt.“ — Seit dem vierzehnten Jahrhundert erscheint die Reliquie in den Inventarien des Sacro Convento.

Ueberlieferung inzwischen wieder entdeckt: Sabatier gab ihn der deutschen Uebersetzung seiner Vie de S. François bei;*) allein bis zur Erledigung der Frage, ob dieser Text wirklich auf der Rückseite der Reliquie von Assisi sich finde, konnte man die Echtheit nicht zuversichtlich behaupten.

4

Der Bischof von Assisi selbst hat Sabatiers Arbeiten diesen Abschluß geben lassen. Einige Wochen nach Sabatiers Abreise von Assisi im April 1895 hat er, bestimmt wohl vornehmlich durch Zureden des Franziskaners Faloci Pulignani, diesen und einige andre gänzlich zuverlässige Katholiken zusammenberufen und hat mit ihnen, unbeobachtet von Ketzeraugen, eine Untersuchung der Reliquie vorgenommen. Hätte die Rückseite des Pergaments sich als unbeschrieben erwiesen, würde man vermutlich mit der Silberplatte diese Entdeckung wieder zugedeckt und mit dem Siegel der Verschwiegenheit den Mund der Beteiligten geschlossen haben. Doch man entdeckte, was man hoffen mußte: den Lobpreis Gottes von der Hand des Franciscus. Die Schrift ist freilich sehr unleserlich geworden; Bruder Leo hat das Pergamentblatt vielleicht als Amulet gebraucht. Doch genügt, was man lesen kann, völlig, um die Identität des litterarisch überlieferten Textes mit dem hier geschriebnen zu erkennen, und nur an einzelnen Stellen, wo unsre litterarischen Zeugen nicht miteinander übereinstimmen — offenbar weil schon in frühern Zeiten die Handschrift vielfach unleserlich war —, bleiben Rätsel. Ich übersetze im Folgenden den Text, den Faloci Pulignani auf Grund aller bis jetzt nachgewiesenen Zeugen als den ursprünglichen angenommen hat, und hebe durch fetten Druck die im Original lesbaren Worte hervor:**)

Du bist der heilige Herr-Gott, Du bist der Gott der Götter, der Du allein Wunder thust. Du bist stark, Du **bist groß, Du bist** der Allerhöchste. Du bist der Allmächtige, Du bist, **heiliger Vater, König** Himmels und der Erde. Du bist der **dreifaltige und der einige Herr, Gott** der Götter. Du **bist das Gut, jegliches Gut, das höchste** Gut, der Herr-Gott, der **Lebendige und Wahrhaftige. Du bist die Liebe,** Du bist die Weisheit, Du bist die **Demut,** Du bist die Geduld, Du bist die Schönheit, Du bist die **Sicherheit,** Du bist die Ruhe, **Du bist die Freude.** Du bist die Hoffnung **für uns, Du bist die Gerechtigkeit . . .** und **Gehaltenheit . . ., Du bist all unser Reichtum, sodaß uns genügt. . . . Du bist die Milde . . .** Du bist **Beschützer, Du bist Hüter und Schirmer . . . Du bist Zuflucht** uns und Stärke. Du bist unser Glaube, unsere Hoffnung, unsere Liebe. Du bist unser großes Entzücken (wörtlich: unsre große Süßigkeit), Du bist die unendliche Güte, der große und bewundrungswerte Herr-Gott, der Allmächtige, der Fromme und Barmherzige, der Heiland.

*) S. 345; nach einer Abschrift im städtischen Archiv zu Assisi. Nun man den Text kannte, sah man, daß er nicht hätte „entdeckt“ zu werden brauchen: Lukas Wadding, der berühmte Annalist des Franziskanerordens, der Herausgeber der Werke des heiligen Franz, druckte ihn 1623 unter den Werken des Heiligen und bemerkte in einer Fußnote, er habe den Text nach den und den Drucken gegeben, von der Hand des Franciscus geschrieben werde der Lobpreis aufbewahrt im Kloster des heiligen Franz in Assisi, dort habe er selbst ihn 1619 gesehen und gründlicher in Augenschein genommen. — Wadding sah also 1619 noch beide Seiten der Reliquie.

**) Ich glaube zwar, daß in Einzelheiten der Text anders rekonstruirt werden muß, und kann nach dem schlechten Faksimile-Lichtdruck bei Faloci Pulignani nicht kontrolliren, ob alle von ihm gelesenen Worte und — was ich bezweifle — nur diese lesbar sind. Allein eben deshalb ist hier ein völliger Anschluß an Faloci Pulignani das allein konsequent Durchführbare. Die Lücken umspannen nicht mehr als ein bis zwei Worte.

Nach „Entdeckung“ dieses Lobpreises konnte die Echtheit der Autographen beider Seiten des Pergamentblatts von Assisi nicht mehr bezweifelt werden. Von franziskanischer Seite selbst, durch Pater Faloci Pulignani wurde drum zur Verherrlichung des Franziskaner-Tertiarier-Kongresses in Assisi im Oktober 1895 eine Lichtdruckpublikation dieser Schätze veröffentlicht (vgl. oben S. 29, Anm.).

5

Faloci Pulignani konnte diesen beiden Autographen ein drittes anreihen, dessen Wiederentdeckung gleichfalls Sabatier verdankt wird. Sabatier hatte in seiner Vie de S. François (S. 300; deutsch S. 192 f.) auf einen Brief des heiligen Franz an Bruder Leo die Aufmerksamkeit gelenkt, den schon 1623 Wadding unter den Werken des Franziskus publizirt hatte, und hatte bemerkt, daß Wadding ihn nach dem Autograph gedruckt zu haben behauptet, das im Besitz des Franziskaner-(Konventualen-)Klosters in Foligno sich befinde. Niemand hatte bislang um diesen Schatz sich gekümmert. Aber wenige Monate nach Erscheinen des Sabatierschen Buches hat ein Pfarrer aus Spoleto dem schon mehrfach erwähnten Faloci Pulignani ein kleines Pergamentblatt von 13' Länge und 6' Breite zur Einsicht überreicht, das jenen Brief enthielt. Faloci Pulignani hat dies Blatt für das Autographon gehalten; die kostbare Reliquie ist am 14. Februar 1895 dem Papste zum Geschenk gemacht; Sabatier hat im Frühling nachher auch durch eine Audienz beim Kardinal Rampolla nicht zu erreichen vermocht, daß sie ihm gezeigt wurde: sie gehöre zu den persönlichen Schätzen des heiligen Vaters. Man ist daher auf das Faksimile von Faloci Pulignani angewiesen. Dies ist nun freilich erfreulicherweise schärfer als die beiden andern. Dennoch steht man, wenn man, wie ich, weder den Lesungen Faloci Pulignanis noch denen, die Sabatier in seinem neuesten Buche (p. LXXIII sq.) giebt, ganz zustimmen kann, schon dem lateinischen Texte gegenüber vor einigen unlösbaren Schwierigkeiten. Die Schrift ist auf den ersten Anblick derjenigen der Reliquie in Assisi nicht so gleich, wie man bei einem Autograph des heiligen Franz erwarten sollte; und wenn man auch geneigt ist, die Bedenken, die daran anknüpfen können, damit niederzuschlagen, daß einer der bedeutendsten Sachkenner auf dem Gebiet der Paläographie, Hofrat v. Sickel in Wien, erklärt hat, die Schrift dieses Billets könne, trotz ihrer Abweichungen von der Reliquie von Assisi, von derselben nicht schulmäßigen Hand herrühren, wie jene, so ist mir doch bei sorgfältigem Studium des Faksimile die Vermutung von Sabatier recht wahrscheinlich erschienen, es könne die verlöschende Schrift des heiligen Franz hier von unkundiger Hand „wieder aufgefrischt“ sein. Ehe nicht eine genaue Untersuchung des Originals diese Frage entschieden hat, bleiben, wie gesagt, schon beim Lesen des lateinischen Textes unlösbare Schwierigkeiten. Vollends bös steht es mit dem Uebersetzen. Denn das Latein des Briefes ist schauderhaft, die Konstruktion mit Sicherheit kaum zu erkennen. Wer etwa meine Uebersetzung mit derjenigen vergleichen wollte, die in dem deutschen Leben des heiligen Franz von Sabatier nach dessen französischer Uebersetzung des geglätteten Textes von Wadding gegeben ist (S. 192 f.), wird mannichfach an der Identität des Briefes zu zweifeln sich veranlaßt sehen und lehrreiche Betrachtungen über die Sicherheit mehrfach übersetzter Texte an solche Zweifel anknüpfen können. Allein den Versuch einer Uebersetzung muß ich doch machen.*)

*) Der lateinische Text lautet nach Faloci Pulignani (und Sabatier): F. Leo f. francisco tuo sa|lutem et pacem. Ita dico tibi | fili mei (so!) sicut mater, quia | omnia verba, que (S. quae) diximus | in via, breviter in hoc verbo | dispono et consilio, et si | dopo(?) (S.: . . .) oportet propter | consilium (S.: te filium) venire ad me | quia ita consilio tibi in quo|cumque modo melius | videtur tibi placere domino | deo et sequi vestigia (S. fügt hinzu: ipsius(?)) et p|aupertatem suam faciatis | cum beneditione (S.: benedictione) domini | dei et mea obedientia | et si tibi est necessari . . . | animam tuam (S.: necessarium pro anima tua aut) propter aliam | consolationem tuam et vis, | Leo, venire ad me, veni.

Bruder Leo, [wünsche] deinem Bruder Franziskus Heil und Frieden![1]) So[2]) sage ich dir, mein Sohn, wie eine Mutter, daß[2]) ich alle Worte, die wir auf dem Wege geredet haben, in diesem Worte, Rat gebend, kurz zusammenfasse, und daß ich, wenn es in Christo[3]) nötig ist, Rats[4]) halber zu mir zu kommen, so rate: auf welche Weise immer es dir besser scheint,[5]) Gott, dem Herrn, zu gefallen und seiner Spur[6]) und[7]) Armut nachzufolgen, thut so mit dem Segen Gottes und mit meiner Ermächtigung! Und wenn es dir nötig scheint, deiner Seele [wegen oder][8]) wegen sonstigen Trostes für dich, und du willst, Leo, zu mir kommen, komme![9])

Das sind also die Zeilen, die wir von der Hand des Franz von Assisi noch heute besitzen!

6

So wenig der Lobpreis selbst irgend welche Beziehung auf die Stigmatisation verrät — der Satz: „der du allein Wunder thust" ist ein Schriftzitat (Psalm 72, 18) —, so ist doch offenbar, daß die beiden ersten Autographen für diese Frage nach den Wundmalen Christi am Leibe des Franziskus hervorragende Bedeutung haben. Darauf hoffe ich später einmal zurückzukommen.

Für heute will ich nur die aus unsern Autographen uns entgegenleuchtende Thatsache betonen, daß „Bruder Leo" ein dem Franziskus offenbar sehr nahestehender und nach seinem Tode

[1]) Daß nicht, wie im üblichen Gruße Franziskus das Subjekt, Leo der Begrüßte ist, wird eine Erweisung mönchischer Demut sein sollen.

[2]) Ita dico tibi . . ., quia. Sabatier übersetzte (Vie de S. Fr. S. 301, deutsch 193): »„Ja" sage ich dir,« und faßte das quia als begründend. Die Uebersetzung des „ita" mit „Ja" ist möglich, aber man kommt dann mit dem „quia", das im Original (nicht in dem von Sabatier übersetzten Texte Waddings) später wiederholt wird (quia ita consilio tibi), ins Gedränge. Es scheint mir daher richtiger, „quia" im Sinne des späten Latein als „daß" zu fassen, „ita" dann als vorlaufenden Hinweis auf diesen Daß-Satz.

[3]) Die Stelle ist unleserlich. Wadding bietet „postea", Faloci Pulignani „dopo"(!). Sabatier (Speculum LXXIV) nur: . . . Die obige Lesung ist vielleicht möglich, aber nichts weniger als sicher.

[4]) Im Faksimile liest man, wie mir scheint, propter cdfilium. Das ist gar nichts. Sabatiers Lesung scheint mir unmöglich; die Waddings und Faloci Pulignanis ist, zumal dann, wenn man mit falschem Wiederauffrischen rechnen dürfte, viel wahrscheinlicher.

[5]) Der Text ist hier nicht sicher. Man liest nur: melius . . . detur tibi. Das Unleserliche scheint aber mehr zu sein als bloß „vi".

[6]) Im Text deutlich nicht vestigia, sondern vestigiā = vestigiam. Das ist grammatisch falsch. Aber Franz hat, wie auch der Lobpreis beweist, das Latein nicht richtig zu sprechen vermocht.

[7]) Sabatier liest: vestigia ipsius(?) et paupertatem. Sicher lesbar aber ist meines Erachtens: vestigiam et p . . pertatem.

[8]) Man liest deutlich: necesari (Zeilen-Ende) animam tuam propter aliam. Ist hier am Zeilen-Ende etwas weggefallen? oder ist das Franzens Latein?

[9]) Da nur ve zu lesen ist, und zwar ganz am untern Rande, Waddings Text noch den Schlußgruß bietet: „Vale in Christo", so muß man annehmen, daß das Pergamentblatt seit Wadding durch Beschneiden verkürzt ist.

mit besondrer Pietät an ihm hängender Genosse des Heiligen gewesen ist.

Von diesem Bruder Leo hat Sabatier jetzt biographische Aufzeichnungen über das Leben und Streben des Franziskus aufgefunden und herausgegeben, die, noch ein oder zwei Jahre älter als die älteste bisher bekannte Biographie, am 11. Mai 1227, sieben Monate nach dem Tode des Franziskus vollendet sind.

Werden die Autographen den Lesern Lust gemacht haben, über diese „älteste Legende des heiligen Franz" demnächst mehr zu hören? Loofs

Edward Burne-Jones, ein Naturalist des Schönen

2

Sein Leben zeigt wie das Anselm Feuerbachs denselben ganz unwiderstehlichen Zug zum Schönen, Erlösenden und Edeln in allem Wirklichen. Sonst aber gleichen sich die beiden Lebensgänge in keiner Weise. Vielleicht ist es zur kräftigern und klarern Zeichnung des Lebens von Edward Burne-Jones gut, die tiefe Gegensätzlichkeit dieser Lebensgänge sich bewußt zu halten.

Anselm Feuerbach war in dem noch ungeeinten Deutschland geboren, seine erste, den stärksten Anlauf nehmende Entwicklung war durch die Enge des Kleinstaatentums empfindlich gehemmt worden, sein Volk hat es nie zu einer reinen, unbefangnen Anerkennung seiner Größe gebracht. Burne-Jones war das Kind des freien England, und man darf hinzusetzen: auch des reichen England, und seine Heimat wußte ihm so alle Wege zu ebnen, daß auch die tiefe künstlerische Ungunst der Jugendjahre, die er im Gegensatze gegen die geistig und ästhetisch so hoch stehende nächste Umgebung Anselm Feuerbachs als eine Gefahr für seine angeborne Gabe hätte erfahren können, ihn auf keine Weise hemmte. Endlich gestattete es die englische Heimat, daß Burne-Jones sich recht eigentlich als ein evangelischer Geist entwickeln und zur Darstellung bringen konnte, während der tiefernste Anselm Feuerbach, der nach seiner Rückkehr von Paris nach Heidelberg im Anfange der fünfziger Jahre des Jahrhunderts unbefangen seine Beziehungen zu Heidelberger Wingolfiten pflegte, doch im Ganzen seines Schaffens kaum den christlichen Charakter seines Fühlens und Denkens erkennen ließ, geschweige denn den evangelischen.

Edward Burne-Jones ist am 28. August 1833 geboren, also vier Jahre jünger als Anselm Feuerbach. Seine Eltern waren offenbar kleine Leute: von Kunst im Hause, an den Wänden war keine Rede. Auch seine Vaterstadt Birmingham war damals noch eine Stadt ganz ohne Kunst. Man erinnert, um das Problem der mächtigen malerischen Begabung Burne-Jones nicht ganz ohne „Milieu" lösen zu müssen, daran, daß mittelalterliche Baukunst prächtig in einiger Nähe von Birmingham, in Warwick-Castle, Stratford, Coventry und Kenilworth vertreten sei, aber es wäre erwünscht zu wissen, ob seine Vorfahren, seine Umgebung und er selbst in den Knaben- und Jünglingsjahren von diesen Schätzen Notiz genommen haben.

Acht Jahre war er Schüler einer höhern Anstalt. Kaum hatte er Griechisch zu lernen begonnen, so erkannte er hier die Laute einer geistigen Muttersprache, die er gleichsam irgendwie schon vorher vernommen. Wer Hölderlins oder Mörikes Leben kennt, findet hier das gleiche Erlebnis. Innerhalb der antiken Vorstellungen, mit denen die Schule den Knaben vertraut machte, zogen ihn die Mythen besonders an.

Noch ahnte er nicht, daß in ihm der Maler auf den Weckruf harre.

Er bezog im Jahre 1852 die Universität Oxford, um Theologie zu studieren, aber das volle Interesse fehlte: da offenbarten ihm schöne Illustrationen in einem Buche den Grund seiner Abneigung gegen das Studium: die Bilder, es waren solche von Dante Gabriel Rossetti, sagten ihm, daß auch er ein Maler sei. Und so zog denn der Zweiundzwanzigjährige, der kaum noch einen Bleistift angerührt hatte, mit seinem Freunde Morris in den Weihnachtsferien 1855 nach London, um den berühmten Maler Rossetti zu sehen, denn mehr wagte er einst-

weilen nicht zu wollen. Es ist dieselbe Weihnachtszeit von 1855, in der Anselm Feuerbach in Venedig an seinem Schicksalsbilde, der „Poesie“ malte, das ihn heimatlos machen sollte. Rossetti gab damals Leuten aus dem Volke an bestimmten Abenden freien Zeichenunterricht, so konnte Burne-Jones ihn ohne alle Schwierigkeit sehen. Die Aufregung des jungen Fremden fiel einem Bekannten Rossettis auf, er erfuhr ihren Grund, und er führte den Oxforder Studenten am folgenden Tage mit Rossetti zusammen. Dieser erkannte aus einem längern Gespräche und einigen armen Zeichenversuchen die ausgesprochen auf das Malerische gerichtete Anschauungsart des Jünglings, und er hatte den Mut — eben da sich Niemand für Anselm Feuerbach regte, der schon geniale Proben seines Talents abgelegt hatte — den Studenten zum sofortigen Abbruch der akademischen Studien zu veranlassen.

Anfang 1856 trat Burne-Jones bei Rossetti als persönlicher Schüler ein. Aber bald erkannte der Lehrer die tiefe, in gewissem Sinne der Führung nicht zugängliche Eigenart des Schülers und ließ ihn sich eintasten, einfühlen und einmalen und vor allem voll selbstloser Freude an diesem „Einspänner“ ihn seine eignen Wege gehen.

Kaum begann dann der junge Maler seinen Weg, so fand er die freudige Anerkennung drei großer Männer, die nicht von der Zunft waren, John Ruskins, Alfred Tennysons und Robert Brownings. Künstler machten ihm Mut. Bestellungen kamen auf Glasgemälde für Kirchen, seine Bilder fanden Käufer, und so konnte er 1859 Italien besuchen wie ein freier Mann und frohbeschwingt. Hier vor den Bildern der alten Meister, die später noch zu nennen sind, überwältigte ihn wieder, wie einst vor der griechischen Litteratur, das Gefühl, er sei im Vaterlande seiner Seele.

Dann kehrte er zu seiner erfolgreichen Arbeit zurück. 1860, nach erst vierjähriger Künstlerlaufbahn, konnte er sich eine ihn beglückende Häuslichkeit gründen. Sieben Jahre später nahm ihn, seine Herzenswelt und seine Bilder das eigne Heim auf, das er noch 31 Jahr bewohnen durfte. Als seine ausgeprägte Individualität stärker hervortrat und der „Realismus“ ihn abzulehnen begann, konnte er sieben Jahre lang alle seine neuen Schöpfungen im Atelier zurückbehalten, bis ihm die Stunde gekommen schien, sie auf die Mitwelt wirken zu lassen.

Welche Gegensätze gegen das Geschick Anselm Feuerbachs! Jahre lang wandern seine Bilder und rufen vergeblich nach einem freundlichen Blick; seine treue Mutter plagt sich, um für den fernen Sohn das eine oder andre Bild zu verkaufen, dann wird noch um den Preis gemarktet, und mehr als einmal muß die besorgte Hüterin den geringern Verkaufspreis dem gepeinigten Gemüte des Sohnes verheimlichen. Als er einmal in seinem Leben einen Gönner findet, im Grafen Schack 1863—1866, löst sich das Verhältnis nur zu bald, da Schack genauer als der Maler zu wissen glaubte, wo dessen Befähigung liege. Das Leben hat Anselm Feuerbach das Höchste, das er begehrte, versagt: die freie jubelnde Anerkennung seines Besten durch sein Volk und die Möglichkeit, den Lorbeer dann auf das Haupt eines geliebten Weibes legen zu dürfen.

Als Burne-Jones am 17. Juni 1898 starb, schied in ihm ein Mann von unbedingter volkstümlicher Anerkennung, die im Februar 1894 geschehene Erhebung in den Adelsstand war ein unvollkommnes äußeres Zeugnis für diese allgemeine Anerkennung der hohen Adligkeit des Mannes und seiner Werke.

3

Der reinen Anerkennung des Lebenswerkes Burne-Jones' steht die Hypnotisirung der Kunstfreunde durch seinen Schulnamen entgegen. Er trägt mit vier andern Malern den Namen eines Präraphaeliten. Der Mensch muß für Dinge und Menschen einen Namen haben, damit er sie lieben oder ablehnen kann.

Wie aber kam Burne-Jones zu diesem irreführenden Namen? Im Jahre 1848, acht Jahre ehe er in Dante Gabriel Rossetti seinen Lehrer fand, verabredete dieser, der Sohn eines nach der Neapler Revolution von 1820 nach London geflohenen italienischen Gelehrten und 1828 in London geboren, mit zwei Freunden, die wie er Maler waren, sich im Gegensatze zu der herrschenden Malerei als Verehrer eines andern Prinzips zu bekennen. Ihr Ideal war fromme Schönheit, Schönheit als Symbol eines hohen und reinen Innenlebens. Da nun die Zeitgenossen mit besonderm Hochmut auf die vorraphaelischen Maler Italiens herabsahen, so beschlossen die drei Verbündeten, gerade diese Präraphaeliten zum Erkennungszeichen ihrer Opposition gegen den Zeitgeist zu machen und auf ihre Bilder als Malerzeichen P. R. B. („präraphaelitische Brüder“) zu setzen. Doch ist dies Letztere so gut wie nicht geschehen.

Es wäre für das Verständnis ihrer Bilder oder derer Burne-Jones', der sich ja 1856 den Präraphaeliten anschloß, viel besser gewesen, sie hätten diesen sehr mißverständlichen Namen nicht angenommen. Wo ein Schülername auftaucht, sucht die Welt vor allem das Abhängigkeitsverhältnis auf, legt den betreffenden Träger des Schulnamens aus dem vermeintlichen Vorbilde aus und verkennt die Echtheit und Ursprünglichkeit des Trägers, auch wo sie sonnenklar zu Tage liegt. Es gestehe ein Komponist, daß er Händel höher schätzt als andre Meister, oder daß ihm Wagner das Letzte ist — sofort durchstöbern Kritiker und Laie das Werk nach den Spuren Händels oder nach den Zeugnissen des Wagnerstudiums.

In der That haben Rossetti und Burne-Jones die Präraphaeliten nicht nachgeahmt. Sie stießen aber auf eine merkwürdige, weltalte, doch nicht immer erkannte Thatsache: eine ganz bestimmte, kraftvolle, in ihrer Weise seltne geistige Eigenart erzeugt sich eine nur bei ihr zu beobachtende Form, Ausdrucks- und Handlungsart — sodaß man sagen muß, daß ein Mensch dieser Geistesart sich ebenso im dreizehnten Jahrhundert, ebenso im neunten Jahrhundert wie im neunzehnten Jahrhundert benahm, ja wahrscheinlich auch in allen jenen Linien in Gesicht und Haltung gleichmäßig wiederkehrte, in denen sich der Sieg des Geistes über das Aeußere zeigt. Nun kommt es natürlich oft vor, daß ein moderner Mensch diese seine Gemütsvorgänger von ehedem kennen lernt und hier mit Staunen und Demut oder auch Herzeleid erkennt, wie ähnlich sie mit ihm fühlten, handelten und irrten. Rückwärtsgehend muß sich eine Geistesart in allen Jahrhunderten wieder selbst begegnen, und wer als Augenzeuge es erleben könnte, würde diese Träger als Brüder erkennen müssen, die sich so ähnlich sehen, wie nur je ein leiblicher Bruder dem andern geglichen hat.

Im Sinne dieser Brüderschaft reichten Rossetti und Burne-Jones den ältern norditalienischen Malern des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts die Hand.

Wer also die Präraphaeliten verstehen will, der studiere diese Geistesart und nicht die etwa sich zeigenden Uebereinstimmungen mit Fra Angelico, Botticelli, Gozzoli und Ghirlandajo.

4

Burne-Jones' Gemüt war auf jegliche äußere Schönheit gerichtet, die sich als Symbol, als äußere Abspieglung innerer, zarter Schönheit, still ernster Seelenschönheit erwies. Wortarme, verstummende Seelentiefe in Liebe, Neigung, Andacht, Schmerz und Klage zog ihn vor allem an. Das in der Welt vorhandne Unvollkommne, Unschöne und Häßliche sah er, aber er machte es nicht zu seinem Studium, er machte sich zum Diener und Herold des vorhandnen Schönen.

Wer ihm die Wirklichkeit dieses Schönen absprechen wollte, dem könnte es gehen, wie einem Kritiker des Engländers Turner. Als jener zu ihm sagte, er habe noch nie solche Himmel gesehen, wie Turner sie male, sagte er: Nein! Aber wünschten Sie nicht, Sie hätten sie gesehen?! Damit sprach er jenem die Augen ab, nicht sich die Wirklichkeit seiner Bilder.

Es besteht zwischen den zwei großen Kunstverwandten Burne-Jones und Anselm Feuerbach, diesen zwei großen Offenbarern vorhandner Schönheit, ein großer Unterschied. Burne-Jones ist der Maler der Anbetung, der Andacht; Coriolans Wort an seine Frau: „Mein lieblich Schweigen“ ist auch das Geheimnis der Burne-Jonesschen Muse. Anselm Feuerbach ist der Maler der starken, herben Seelenkraft. Das Wesen seiner Kunst erinnert im ganzen an die Tragödie, Burne-Jones' Werk ist aber eine stillsüße Elegie. Oder daß eine andre Kunst dazu diene, im Ver-

gleiche das Wesen beider Werke darzustellen: das Werk des Engländers klingt wie ein liebliches Lied, das des Deutschen aber ist ein starker Orgelklang.

Es ist nicht schwer, sich in Burne-Jones' Schöpfungen zurechtzufinden, so groß ihre Zahl auch ist; er hat gegen zweihundert Gemälde in Oelfarben oder als Aquarelle ausgeführt und wohl an fünfhundert Entwürfe zu gemalten Fenstern für englische und amerikanische Kirchen und Herrensitze vorgezeichnet und auch in Farben dargestellt (wie sie dann in der Fabrik seines Jugendfreundes und Mit-Präraphaeliten William Morris ausgeführt worden sind). Es fällt für die Beschäftigung mit seinen Bildern die Schwierigkeit weg, die andre Maler bereiten, Entwicklungsstufen zu erkennen und damit Zeiträume und Jahre festzulegen. Burne-Jones hat im Sinne unsrer Zeit, die bei ihren Größen an vielfache Häutungen gewöhnt ist, keine Entwicklung gehabt: sein Auftrag in dieser Welt wechselte nicht, er verkündete, daß geistige und körperliche Schönheit sei, und seine Art, diesen Auftrag auszurichten, war eben seine Art.

Der Freund seiner Bilder, der nicht über seine Farben, seine Technik, seine Kompositionsweise, über die Größe seiner Tafelbilder, die Zeit der Herstellung und die Käufer unterrichtet werden, sondern in den Bildern nur die Erlebnisse aufsuchen will, die die reine Seele Burne-Jones' gehabt hat, wendet sich getrost allein an die Bilder, die ihn mit ihrer mächtigen Beredsamkeit ergreifen, und läßt diese kleine Zahl für alle andern das Wort führen.

5

Schon dem ersten prüfenden Blick, der über diese Schätze hingleitet, offenbart sich, daß einfache Richtungslinien durch die Masse hindurchführen: gewisse Erlebnisse kehren häufig wieder und schließen dadurch Bilder verschiedner Entstehungszeiten zu natürlichen Gruppen zusammen.

Burne-Jones ist ein Verkündiger des Wertes der Frau. Einige seiner schönsten Gemälde stellen dar, wie ein Mann anbetend in den Anblick der Herrlichkeit des Frauengemüts versinkt, und unter diesen tritt in besondrer Schönheit hervor der König und die Bettlerin:

In den Tagen Shakespeares lief in England eine einfältige Volksballade um, die den Titel führte: König Kophetua und die Bettlerin. Nach ihr lebte einst in Afrika ein König Kophetua, der von der Liebe zu den Frauen gering dachte. Aber als er einst von dem Fenster seines Schlosses die arme, schöne Bettlerin Penelophon oder, wie man sie auch nannte, Zenelophon sah, gewann er sie lieb. Um sie auf die Probe zu stellen, ging er hinaus auf den Markt und warf seinen Geldbeutel unter die Bettler, alle fielen über den Reichtum her, nur Penelophon regte sich nicht. Da trat der König zu ihr, hing ihr seine Kette um und sagte: Du sollst mein Weib werden. Und sie gingen Hand in Hand in das Schloß. Hier aber ward sie unter den liebreichen Anreden des Königs rot und bleich, denn sie gedachte ihrer niedern Herkunft. Doch als der Hochzeitstag kam, sah Niemand an ihrem edeln Anstande, daß sie eine niedre Magd gewesen war.

Zu diesem alten Liede, das uns der Bischof Percy vor 130 Jahren durch seinen Abdruck gerettet hat, tritt nun die herrliche Schöpfung Burne-Jones' als erhöhende Auslegung hinzu. Er sieht die innere Herrlichkeit des Königs und der Bettlerin noch deutlicher als der alte Volkssänger. Eben ist Penelophon von dem König aus dem Gewühl der Gasse in das Prunkgemach geführt worden. Sie hat sich still auf dem einen Kissen des Doppelthrones niedergelassen, gekleidet in ein armes, dünnes Röckchen, ihr Auge sieht groß und ernst in eine Welt, in der es keinen glänzenden Schmuck und Schein giebt. Zwei schöne Knaben stehen in einer Galerie hinter der jungen Königin, ihr Gesang ist das Echo dieser Stunde der Anbetung, Schloßgebäude und Gärten schauen festlich zu einem Fenster herein. Dies alles empfindet der zu den Füßen Penelophons sitzende König, wie er versunken ist in die innere Herrlichkeit der Geliebten, als den süßen Einklang in das hohe Lied ihrer Seele.

Wieder begegnet uns dies Männerantlitz mit seinem treuen Ernste in dem Bilde: Le Chant d'amour, das Liebeslied, nur ist hier die Szene sehr verwandelt. In einem Garten, umgeben

von der mittelalterlichen Gebäude- und Besitzherrlichkeit, weilt ein junges Paar. Die reichgeschmückte, schöne, geistige Frau spielt eine tragbare Orgel; ein Engel der Liebe, sichtbar-unsichtbar wie Holbeins Maria inmitten der betenden Familie, kniet hinter der Orgel und setzt den Windfang in Bewegung. Neben der geliebten Herrin lagert der Ritter und lauscht glaubend und liebend dem zum Ton gewordnen innersten Wesen der Geliebten.

Am holdseligsten erscheint diese unbegrenzte Ehrfurcht des Mannes vor der Frau dargestellt in dem vierten Pygmalionbilde (the Heart attains). Nachdem der Künstler, unbefriedigt von dem ersten Werke seiner Kunst, sich den Traum seiner Seele in der Gestalt einer herrlichen Frau in Marmor zur reinen Freude dargestellt und Aphrodite um die Beseelung des Steines angerufen hat, ist von der Gottheit der lieblichste Stein in das lieblichste Menschenbild verwandelt worden, und der heimkehrende Künstler sieht alle Heiligkeit und alle Anmut leibhaft durch sein Haus wandeln, und vor dem eignen Gebilde sinkt er überwältigt nieder.

Wer vor diesen drei Bildern steht, fühlt sich zunächst durch die rauschende, krystallhelle Welle der Schönheit fortgerissen, aber zu dem ersten Eindrucke gesellt sich bald ein zweiter, nicht minder ergreifender: auch über diesen Fluten der Schönheit wallt leise und zitternd wie der bläuliche Duft des Spätsommers der Hauch der Wehmut Als ob Burne-Jones ein Bruder Theodor Storms wäre, so tönt auch durch seine gesamte Welt das Klagelied der Nänie: auch das Schöne muß sterben, das Menschen und Götter bezwinget.

Von hier aus versteht es sich leicht, wie oft Burne-Jones' Kunst wortlos und liebreich an die Seite der Einsamen tröstend getreten ist, jener Einzelnen und Einsamen, die allein mit dem Ernste ihrer Gedanken zusammen wohnen. Wer den hohen Mann schon kennt, denkt hier zuerst an das Bild, das die Seele nicht mehr losläßt, die einmal seine stille Sprache vernommen hat: Flamma vestalis. Ein junges Mädchen geht langsam, mit gesenktem Haupte, dahin; sie hat das Leben auf sich genommen, wie es sich ihr bot, es bot sich in der Form des Ernstes, des Leides, der Entsagung. Drüben rudern frohe Menschen über einen See. Sie hört nicht das Lied vom Leben, sie hört das Lied vom Kreuz.

Von zarter, friedlich-feierlicher Ernsthaftigkeit ist Vesper, „der Abendstern.“ Eine zarte Mädchengestalt schwebt hoch über einer Stadt, die schon in die tiefere Dämmerung gehüllt ist; ihr Antlitz ist von uns abgewandt, sie schaut in das ferne, eben schwindende Abendlicht — Alles umflossen von den lautlosen Wellen der Wehmut über den Abschied des Tages, und Alles so vollkommen anmutreich, daß die Seele doch des Ostens eingedenk wird, aus dem die frohen Lichter des jungen Tages zurückkehren werden.

So sehr liebt Burne-Jones die stille Versunkenheit, daß er selbst in einem Gruppenbilde, das sechs Gestalten umfaßt, vier ganz auf sich gestellt hat, als wäre keine Nachbarin da, es sind die Stunden. Sechs Schwestern sitzen in einer Reihe auf einer Marmorbank, in offner Terrasse; hinter ihnen schwingen sich die schönen Linien einer Landschaft so, daß die am Horizont sich abhebenden Häupter in den Rhythmus der Landschaftslinie mit verfließen. Erwachen, sich rüstender Morgen, Tagesarbeit und Erholung — vier Gestalten, von denen keine an der andern Anteil nimmt, nur die Feierabendstunde mit ihrem Saitenspiele hat die Hand des Schlummers gefaßt.

Wüßte man nicht, wie bedeutend die Geisteswelt Burne-Jones' ist, so möchte man seinen Gestalten eher zum öftern Ungelöstheit des geistigen Lebens zuschreiben. So aber nötigt die Wirkung dieser stummen Kraft auf uns, uns zu besinnen, ob denn wir diese ernste, heilige Stille des Innenlebens im eignen Leben kennen, ob dieses Schweigen schon in uns gewohnt hat.

Es ist bei der Neigung Burne-Jones', nicht gerade weitausgebreitetes Geistesleben darzustellen, auffallend, daß er, recht im Gegensatze zu Anselm Feuerbach, das Kindesleben so wenig beachtet hat. Und doch ist es wieder verständlich. Denn übersieht man von dieser scheinbaren Lücke in der Reihe seiner Schöpfungen aus diese noch einmal, so schaut man in der einfachen, stillen, stummen Schönheit seiner Gestalten ein so

starkes, rührendes Pathos, daß man erkennt: dasselbe Auge konnte nicht leicht an der Unentfaltetheit der Kindheit haften bleiben, das so unterrichtet war von den Tiefen der Seele.

Zuweilen schauen aus den Bildern dieses Malers Augen in die bewegte Welt hinaus, denen man ansieht, daß sie das Rätsel des Daseins sehen, seine Widersprüche, seine Grausamkeit.

Aus solchen Augen schaut Maria in die Zukunft, wie ihr in der Verkündigung die Kunde wird, daß ihr Sohn das Leiden der Welt auf sich nehmen soll. Vor der Schwelle ihres Hauses, da sie eben aus dem Brunnen Wasser schöpfen will, wird ihr die Erscheinung des Engels zuteil: hinter ihr zieht ein dunkler Gang in die Tiefe der Wohnung, aber ein freundliches Licht bricht in diese Tiefe hinein, noch das Licht ihrer seitherigen Häuslichkeit; ihr weitgeöffnetes Auge schaut nicht hinein in diese traute Enge, es schaut hinaus in die Zukunft; dort wogen Geheimnisse, Freuden, Leiden, dort blinken die Nägel von Golgatha.

Aus solchen Augen schaut junge Liebe bang auf das Leiden der Welt in jener herrlichen Beweinung des Menschenlebens: Love among the ruins, „Liebe im Angesicht der Vergänglichkeit“. Ein herrliches Schloß liegt in Trümmern, es ist offenbar schon lange zerstört, denn eine reiche Vegetation hat sich eingenistet, kein Fenster schützt mehr, kein Thor, keine Thüre. Ein Liebespaar ist hierher gewandert, vielleicht späte Enkel der einstigen Schloßherren; der Jüngling hat zur Laute, die neben ihm lehnt, ein Lied gesungen, das ihm diese wunderbare Trümmerwelt auf die Lippen legte, ein Lied vom Ende alles Glücks — und nun schauert das junge auf Glück gestellte Frauenherz zusammen und bangt um die Zukunft, sieht dunkle, grausame Möglichkeiten angstvoll vor sich und schmiegt sich Schutz suchend vor dem Leben an den Mann ihrer Liebe und Zuversicht.

Es hieße ein Element von erster Bedeutung innerhalb der Burne-Jonesschen Welt übersehen, wenn dem Beschauer die tiefe sittliche Besonnenheit, das schöne schwebende Maß entginge, deren Zauber auf so mancher seiner Gestalten ruht. Nicht umsonst knüpfen sich Bilder dieser Art stofflich an die Antike an. Das hohe Lied der Schönheit als des Symbols der Herrschaft der Seele über die Sinne, über die Wünsche, über die Affekte, der Herrschaft des Rechten über das Erwünschte, des Bleibenden über das Wechselnde ertönt am ergreifendsten in zweien dieser Gemälde.

In der goldnen Treppe schreiten in wunderbarem Rhythmus geweihter Bewegung achtzehn schlanke junge Gestalten aus dem Tempelraume, in dem sie sich Aphroditen zu Ehren (denn Aphroditens Tauben sind herbeigeflogen) versammelt haben, eine gewundne Marmortreppe herab, um in der Krypta das Lob der Göttin mit süßer Musik zu verkünden. Wer diese Kinder der Sonne ansieht, hell und ernst, lieblich und groß, fühlt, warum die Griechen so nachdrücklich betonten: schön und gut.

Den Augenblick aber, wo eine Seele erkennt, daß das schöne Kleid, das liebliche Aeußere eine Verpflichtung zur innern Schönheit enthält, stellt das berühmte Bild Spiegel der Venus dar. Neun junge Mädchen knieen und stehen am Rande eines in Blumen ruhenden Teiches. Hat sie die dunkle Flut, der Zauber des Wassers angezogen? Was es auch war, jetzt, da sie hineinschauen, sehen sie ihr Spiegelbild im Wasser und erkennen demütig, daß ihre Schönheit eine hohe Verpflichtung ist. Das Gelübde der jungen Seelen vernimmt Aphrodite, sie ist mitten unter ihnen, aber erst eine hat sie erschaut oder ahnt, daß die Göttin nahe ist.

6

Alle diese besprochnen Bilder sind in dem Hause entstanden, das Burne-Jones von 1867 bis 1898 bewohnt hat, The Grange genannt und im Nordwesten Londons, in West-Kensington gelegen. In demselben Hause hat 140 Jahre früher der berühmte Buchdrucker und Schriftsteller Samuel Richardson seine Romane geschrieben. Er wollte mit diesen seinen Lebensbildern, die er allerdings mit spießbürgerlichen Augen geschaut und im Sinne einer kalten, klugen Tugend dargestellt hatte, seinem Volke und seiner Zeit einen Dienst erweisen. Er wollte es.

Auch Burne-Jones hat das gewollt. Nur mit einem ganz andern Können. So konnten aus Richardsons Hause diese von einem adligen Auge geschauten, mit reiner Poesie erfüllten, von reiner Schönheit übergossenen Lebensbilder hinausgehen, auf denen sich in Zukunft ein wesentliches Stück der ästhetischen und sittlichen Bildung Englands aufbauen wird.

Zuweilen behält auch das Altfränkische recht.

Schön und gut — enthält dieses griechische Wort nicht einen Befehl an die Künstler, wenn ihnen die Geschicke des eignen Volkes, wenn ihnen das eigne Gewissen nicht schon früher diesen Befehl ausgesprochen haben? Nichts auf der Erde hat ein schrankenloses Recht, auch nicht die Kunst, sie sogar weniger als alle andre irdische Macht. Denn sie hat eine solche mächtige Wirkung, hat sie so rasch, hat sie so lange, daß das Gefühl der Verantwortlichkeit in ihr tiefer ausgebildet sein sollte, als in andern Bezirken menschlicher Arbeit. Von Gott erhielt die Kunst den Befehl, den Menschen durch die Sehnsucht nach der Schönheit zu lösen aus Allem, was ihn niedrig macht. Excelsior! ist das geheimnisvolle Wort, das in der Seele aller wahren Künstler von je getönt hat. Wer aber sagt, daß die Kunst Alles darstellen könne und damit die Kunstschöpfung von der Ergriffenheit und Ueberwältigtheit des Künstlers löst, hat sich dem Dämon angeschlossen, der stumm und geschäftig in die Wurzeln schneidet, aus denen ein Volk sein Leben zieht. Leben kommt nur aus Leben, nur das Ergriffne ergreift, nicht Linien und Farben, nicht Rhythmen und die Wunder der Sprache, nicht Ton um Ton ergreifen, aus dem Kunstwerke lösen sich Arme des Ergriffnen los und ergreifen dich, daß du auch liebst und weinst und deine Seele sehnlich sagt: Excelsior!

Hermann Oeser

Verschiedenes

Die Rabenaasstrophe. Eine Untersuchung von Lic. theol. Georg Hoffmann. Sonderabdruck aus dem Korrespondenzblatt des Vereins für Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens. Band 6. Breslau, Altbüßerstr. 8, in Kommission der Evangelischen Buchhandlung, 1898. 50 Pfge.

Ein amüsantes Schriftchen über die Herkunft der bekannten Strophe:

Jch bin ein rechtes Rabenaas,
ein wahrer Sündenknüppel,
der seine Sünden in sich fraß,
so wie der Rost die Zwibbel.
Herr Jesu, nimm mich Hund beim Ohr,
wirf mir den Gnadenknochen vor
und schmeiß mich Sündenlümmel
in deinen Gnadenhimmel.

So die Fassung in dem bis zu dieser Stunde frühesten Fundort, nämlich in den Schlesischen Provinzialblättern von 1840 II S. 359 ff.! — Der Verfasser der Studie wurde von der Schlesischen Volkszeitung vom 4. 1. 98 in der dort beliebten Art auf dieses „glaubenskräftige Sprüchlein“ angezapft, das nach Angabe des Blattes im Zeitalter der Reformation von den Anhängern Luthers mit Herz und Mund gesungen worden sei. Er hat den etwas flegelhaften Scherz aufgenommen und in dem Heftchen eine sehr genaue Zusammenstellung des Materials über die Strophe gegeben. Das Resultat ist folgendes: Der Vers ist die Umdichtung eines Bußliedes aus dem 1702 zuerst erschienenen Beicht- und Kommunionbuch des Martin Grünwald, „Der bußfertige Sünder,“ dessen erste von fünfzehn Strophen in der sechsten Auflage, Dresden und Leipzig, 1738, S. 70, lautet:

Da lieg ich heßlichs Höllen-Aaß
in meinem Sünden-Kothe
daran ich vor [= zuvor] den Narren fraß
als wie an Zucker-Brodte;
Da lieg ich rasend-toller Hund,
an Seel und Leibe krank und wund
und kann nichts mehr als heulen.

Ein gewisser Wilhelm Wolff, über den das Heft nähere Notizen enthält, rühmte sich in Brüssel (S. 43) seinem Gesinnungsgenossen Ferd.*) Engels gegenüber damit, daß er „die Rabenaasstrophe ... in die Schlesischen Provinzialblätter »eingeschmuggelt« habe.“ So berichtet Engels selbst. Daß Wolff sie „in einem alten Gesangbuch entdeckt“ habe, ist sicher ein Gedächtnisfehler von Engels oder geht auf den Grünwaldschen Vers. Denn so oft bis jetzt behauptet worden ist,

*) Ist nicht der bekannte Friedrich Engels gemeint? Der Zusammenhang macht es wahrscheinlich. Beide, Wolff und Friedrich, waren Mitarbeiter der Marxschen Neuen Rheinischen Zeitung (1848/49).

man habe es selbst mit eignen Augen in einem alten Gesangbuch gelesen, so haben auch die genauesten Nachforschungen immer wieder bewiesen, daß ein Irrtum vorlag. Es ist also ein Spottlied, in dem „ein seines Besitzstandes noch ziemlich sicherer Rationalismus eine neu aufstrebende lutherische Richtung" bekämpft, wie der Verfasser S. 46 aus einem Briefe von Lic. Koffmane-Kunitz zitirt, wobei er richtig bemerkt, daß die Strophe „nicht eine Verhöhnung des Heiligen an sich sein will, sondern sich mit ihrem Spotte gegen die Konservirung alter und orthodoxer Absurditäten wendet."

Ich möchte einige Bemerkungen anschließen.

S. 35 wird berichtet, daß der bekannte Zehngebote-Hoffmann im Jahre 1896 in Berlin dem Hofprediger Stöcker die Rabenaasstrophe als Thüringer Kirchenliedervers entgegenhielt, „ohne daß Stöcker etwas Andres zu erwidern wußte, als daß das Lied eben ein Kind seiner Zeit sei." Diese Antwort Stöckers scheint nun freilich thatsächlich irrig zu sein. Trotzdem bin ich der Meinung, daß sie sachlich gewertet an der Stelle, wo sie gegeben ist, den springenden Punkt besser trifft als die Hoffmannschen und andre Untersuchungen. Es mag ja ein Sachkundiger zu entdecken imstande sein, daß die zweite Hälfte der Strophe in keinen altkirchlichen Gedankenzusammenhang hineinpaßt; und da die ultramontane Anrempelung gerade den lutherischen Rechtfertigungsbegriff lächerlich machen will, so ist der Hoffmannsche Nachweis nach dieser Seite hin durchschlagend. Der gewöhnliche Anstoß aber, der an diesen und ähnlichen echten Versen alter Zeit genommen wird, ist ästhetischer und ethischer Natur, letzteres unter dem Gesichtspunkt, daß die in jenen Liedern vorgenommne Selbstbeschmutzung des Menschen unter allen Umständen verwerflich ist. Und in diesen Beziehungen ist die Strophe nicht erheblich schlimmer als der freilich poetisch kräftigere echte Urvers und die ihm verwandten Strophen der altpietistischen Lieder. Es ist aber im höchsten Grade ungerecht, solche Dinge der Kirche allein in die Schuhe zu schieben; denn die weltlichen Reimereien jener Zeit sind in beiden Beziehungen mindestens gleich schlimm. Ich setze zum Beweis je einige Zeilen aus Hoffmann von Hoffmannswaldau († 1679) und seinem Zeitgenossen Daniel Kaspar von Lohenstein her (aus Königs Litteraturbilderbuch S. 278 f.). Hoffmannswaldau leistet sich Folgendes:

Amanda, liebstes kind, du Brustlatz kalter Hertzen,
Der Liebe Feuerzeug, Goldschachtel edler Zier,
Der Seuffzer Blasebalg, des Trauerns Lösch-papier,
Sandbüchse meiner Pein und Baumöhl meiner Schmerzen,
Du Speise meiner Lust, du Flamme meiner Kertzen.

Nachher kommen noch folgende liebliche Bilder:

Des Mundes Alicant ... der Komplimenten Sitz ...
der Tugend Quodlibet ... des Hertzens Marcipan ...
Lichtputze meiner Noth, und Flederwisch der Sorgen ...

Und Lohenstein läßt seine Asia singen:

Weh! weh! mir Asien! ach weh!
Weh mir! ach! wo ich mich vermaledeien,
Wo ich bei dieser Schwermutssee
Bei so viel Ach selbst mein bethränt Gesicht verspeien,
wo ich mich selbst mit Heul- und Zitter-Rufen,
durch strengen Urteilsspruch verdammen kann!

Und die Katholiken?

Der Augustiner Barfüßer und kaiserliche Prediger Pater Abraham a S. Clara († 1709) spricht von Weibern „welche, ihr madiges Larven-Gesicht sorgfältig zu verbessern, allerlei Farben mischen, ja alle Tag andere Kleider anziehen, und können die Würm, ihre Mistbutten zu decken nicht genug Seide spinnen, da unterdessen GOTT, wessen Abbildung der Arme, halb nackend auf der Gassen seufzet." („Merks Wien!" bei Reclam, S. 52.) Ich wähle absichtlich diese Stelle, weil sie zeigt, wie dicht nebeneinander der Zeitgeschmack Häßliches und Großes vertrug. Sonst könnte man aus Abraham auch mit dem Verfasser des Schriftchens die Wendung „polirtes Rabenaas," von einer Dirne gebraucht, zitiren. Ich meine, es ist ohne Sinn und Verstand, wenn die verschiednen Richtungen der Gegenwart sich gegenseitig die gemeinsame Vergangenheit an den Kopf werfen.

Wenn aber mit Vorliebe vom liberalen „Gebildeten" gerade die fromme Poesie mit dem Ungeschmack jener Zeit aufgezogen wird, so ist das freilich ein Armutszeugnis der Spötter, die nicht wissen, daß gerade die evangelische Kirchenliederdichtung beinahe die einzige überhaupt ernstzunehmende Litteratur der Periode gewesen ist: Paul Fleming, Johann Scheffler, Paul Gerhardt, Johann Heermann, Martin Rinckart und Andre. Wen kann man ihnen an die Seite stellen? Lyriker überhaupt nicht. Aus andern Litteraturgattungen nur etwa die Epigramme Logaus und den berühmten Roman des Grimmelshausen.

Eine zweite Bemerkung betrifft den antiultramontanen Ausgangspunkt des Büchleins. Es mag sein, daß gegen ultramontane Unterstellungen schwer zu kämpfen ist. Es mag sein, daß bewußte Lüge und bewußt unehrliches Verschweigen von Richtigstellungen da eine große Rolle spielen. Aber gerade dann soll man vorsichtig sein, wenn man sie dabei ertappen will. Es macht doch einen etwas komischen Eindruck, wenn die Hoffmannsche Schrift damit beginnt, die ultramontanen Angaben über das Alter der Rabenaasstrophe mit größter Erbitterung als Lügen zu kennzeichnen, um dann im weitern Verlauf immer wieder anführen zu müssen, daß zahllose evangelische Geistliche in gutem Glauben mit der größten Bestimmtheit denselben Irrtum ausgesprochen

haben, nämlich daß sie in alten Gesangbüchern den betreffenden Vers wirklich und wahrhaftig mit eignen Augen gelesen hätten, während bis jetzt jedesmal die genauen Nachforschungen erwiesen haben, daß das Gedächtnis die Betreffenden im Stich gelassen hatte. Die Behauptung der Schlesischen Volkszeitung, daß der Vers in die Reformationszeit gehöre, wirft auch mehr auf die litterarische Bildung des Blattes ein böses Licht als auf seine Ehrlichkeit.

Eine dritte Bemerkung hängt damit zusammen. Ich habe mit vollem Bewußtsein das Buch ein „amüsantes Schriftchen" genannt. Das ist es durch den Inhalt, leider nicht durch die Form, die viel zu schwer und wichtig ist für die Geringfügigkeit und Kleinigkeit der Sache. Wie hübsch und verdienstlich auch solche kleine Detailarbeiten sein können, zeigt das Buch. Aber man soll so etwas nicht behandeln, als stehe eine Bibelhandschrift in Frage. Solche Dinge müssen ganz leicht und daß ich so sage zierlich, elegant herauskommen. Ein bischen Witz, etwas Spott, etwas Satire soll dabei sein, der Ton der einer Plauderei. So wenig ich diesen Plauderton in einem großen und ernsten Werke vertragen mag, so sehr dünkt er mich in solchen Sachen wie der berührten am Platze. Man sollte dem Verfasser mindestens mehr abmerken, daß er sich der Kleinheit der ganzen Sache bewußt bleibt.

Im übrigen kann ich den Freunden solcher kleinen Bildchen die Schrift nur angelegentlich empfehlen. Und ich habe aufrichtig den Wunsch, daß die Notwendigkeit einer Neuauflage dem Verfasser die Möglichkeit bietet, den eigenartig niedlichen, fast humoristischen Charakter seines Stoffes eleganter herauszuarbeiten. Geschickt angeordnet ist der Stoff schon jetzt. — Der Preis ist ungemein niedrig. Bonus

Doktor Vorwärts' zweite Trauung. Roman von E. Schrill (Pastor S. Keller). 2 Bände. Leipzig, Ungleich, 1898. 5,50, gebunden 7,25 Mk.

Erzählen kann Schrill gut und spannend, in Situationsschilderungen und Episoden erhebt er sich oft zu dramatischer Lebendigkeit und fortreißender Leidenschaft. Weniger glückt ihm das Charakterisiren. Seine Charaktere muten an wie ein alter Holzschnitt, markant gezeichnet und stark umrissen, aber auch eckig und naiv und vielfach schematisch. Die Nüancen fehlen. Im Psychologischen folgen bei ihm Aktion und Reaktion einander fast automatisch glatt und prompt. Oft hat man, besonders im ersten Bande, beim Dialog das fatale Gefühl, daß man jetzt ein Notabene für die spätere Erzählung mitbekommen soll, einigemal auch, daß man historisch oder moralisch belehrt werden soll.

Wie ein deutschrussischer Arzt als Student ein aus Erbschaftsgründen zu künstlicher Schwachsinnigkeit erzognes Mädchen rettet, hernach im Drange der Umstände eine Scheinehe mit ihr eingeht in der Absicht, ihr am Tage ihrer Volljährigkeit die freie Wahl zurückzugeben, wie dann aus dieser Scheinehe eine wirkliche Ehe wird, das ist die Fabel. Aeußerlich gestaltet sich die Handlung bunt und bewegt. Dorpater Studenten, deutscher Adel und aufständische Polen, Murawieff, der „Henker Polens," und die deutschen Kolonisten der südlichen Steppe treten uns plastisch entgegen. Leider verlegt der Autor die seelische Entwicklung seines weiblichen Kaspar Hauser hinter die Szene und läßt uns nur vereinzelte Momente daraus erleben. Eine Kunst aber versteht er, nämlich die Spannung gerade nach dem Ende hin aufs geschickteste zu steigern, sodaß gewiß keiner seiner Leser das Buch vor Schluß der Lektüre beiseite legen wird. Bernhard Daab

Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen von der Reformation bis auf die Gegenwart. Von G. Warneck. Vierte Auflage. Berlin, 1898. VI, 331 S. 5 Mk., geb. 6 Mk.

Im Jahre 1882 ist dieses Buch zum erstenmal ausgegangen und war damals ein erweiterter Artikel der Herzogschen Realencyklopädie. Jetzt ist daraus eine wohlabgerundete und reichhaltige Darstellung geworden, die als die zur Zeit beste Orientirung über die Entwicklung und den gegenwärtigen Stand der Heidenmission entsprechende Beachtung und Benutzung verdient. Daß Warneck zuverlässig berichtet und mit sicherer Hand den Leser durch das unermeßliche Gebiet hindurchgeleitet, braucht nicht erst besonders hervorgehoben zu werden; das Vertrauen, das wir seinen litterarischen Arbeiten entgegen zu bringen gewohnt sind, wird auch hier wieder reichlich belohnt. Dringend ist aber zu wünschen, daß neben der großen Menge, die mit der dankbaren Annahme der hier gebotnen Uebersicht sich begnügen wird, auch solche Leser sich finden werden, die durch sie zur wissenschaftlichen Erforschung einzelner Missionsgebiete sich anregen lassen. Von dem Mangel an gründlichen kritischen Monographien wird jeder, der mit Missionsgeschichte sich etwas beschäftigt, bald empfindlich berührt. Es ist, als ob die Geschichte der Mission als Teil der neuern Kirchengeschichte noch gar nicht entdeckt wäre. — Für die fünfte Auflage bitten wir um ein Verzeichnis sämtlicher existirenden Missionsgesellschaften — wenn z. B. S. 106 versichert wird, daß es in den Vereinigten Staaten „einige fünfzig" giebt, so ist dies doch etwas reichlich summarisch — und um ein Register. Carl Mirbt

Deutsche Einfuhr in der Türkei. In Nr. 52, Sp. 1241, ist ein Satz über die deutsche Einfuhr in der Türkei sinnentstellend wiedergegeben, und unser Versuch, ihn noch in dem der gleichen Nummer beigegebnen Inhaltsverzeichnis in letzter Stunde zu berichtigen, ist mißglückt. Statt:

Diese gesegnete Handelspolitik hat sich, wie ich einem levantinischen Handelsblatt entnahm, in einer beträchtlichen Zunahme des Imports aus Deutschland in den Jahren 1895 bis 1897 (von etwa zwanzig auf fünfzig Millionen) belohnt —

muß es heißen:

Diese gesegnete Handelspolitik hat sich ... in einer beträchtlichen Abnahme des Imports aus Deutschland in den Jahren 1895 bis 1897 (von etwa achtzig auf fünfzig Millionen) belohnt.

Das ist allerdings ein ungeheurer Unterschied. Vielleicht belehrt uns ein kundiger Leser, ob diese Angabe des levantinischen Handelsblattes richtig ist, richtig sein kann. D H

Ueber Nachbildungen von Bildern Burne-Jones' werden wir in nächster Nummer Auskunft geben, da wir nicht zweifeln, daß der Aufsatz von Hermann Oeser die Kauflust unsrer Leser lebhaft geweckt haben dürfte. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Anzeigen

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
Versammlungen

Magdeburg: Monatsversammlung, 25. Januar, nachmittags 3 Uhr bei Wuthe, Hasselbachstraße: Entwicklungsgedanke und Offenbarungsgeschichte. (Vgl. Reischle, Hefte zur Christlichen Welt Nr. 31, Seite 24 bis 36.)

Gesucht

wird zu Ostern eine **Haus-** oder **Privatschullehrer-** oder auch **Prädikantenstelle** von einem cand. theol. in einem einfachen, christlichen Hause. Alles Nähere brieflich unter **P. c. th.** durch Vermittlung der Redaktion d. Bl.

Ein ev. Fräulein, gesetzten Alters, sucht Stelle zu Kindern oder zu einzelner Dame. Nähere Auskunft erteilt gern: Frl. **Bösche**, Frankfurt a. M., Sachsenlager 14, I.

In meinem
Familienpensionat
finden noch einige junge Mädchen Aufnahme zu wissenschaftl. Weiterbildung, Erlernung von Sprachen, des Haushalts und feiner Handarbeiten. Zimmer für Erholungsbedürftige.
Frau verw. Oberpfarrer **Naumann**, geb. Ahlfeld, **Schwarzenberg** i. Erzgeb., Sachs.

Die Verlobung unsrer Tochter **Florence** mit Herrn **Gustav Dittmer** in Genua beehren wir uns ergebenst mitzuteilen.

Pfarrer **Battenberg**
und **Frau Mathilde**, geb. Kolb.
Jerusalem, den 31. Oktober 1898.
Frankfurt a. M., d. 24. Dezbr. 1898.

Eine Anstalt für Innere Mission in Mittel-Deutschland sucht zu sofortiger Anstellung **zwei Candidaten der Theologie** mit musikalischer Befähigung. Offerten sind unter Chiffre **X Y 4** an die Redaktion dieses Blattes einzureichen.

Für Volksbibliotheken
vorzüglich geeignet sind die allseitig warm empfohlenen Schriften aus dem Verlage von
Alexander Köhler
in **Dresden 9.** Ausführl. Verzeichnisse mit Beurteilungen unberechnet postfrei.

In der Chirurgischen Abteilung des Altstädtischen Krankenhauses in **Magdeburg** finden gebildete junge Mädchen und Witwen, die Lust **zur Krankenpflege** haben, Ausbildung und Arbeit unter freundlicher Anleitung der Aerzte und einiger ausgebildeten Schwestern.

Solchen, die es einfach für Christenpflicht halten, zu helfen, wo man kann, und solchen, die noch suchen und fragen, aber helfen möchten, giebt gern Auskunft über die Arbeit und das Zusammenleben

Bertha Bornemann,
Leitende Schwester der Chirurg. Abteilung.

Aelteste deutsche Schaumwein-Kellerei. Gegründet 1826.
Kessler Cabinet
feinster Sect.
G. C. Kessler & Co., Kgl. Hoflieferanten. Esslingen.

Thee **Souchong, Congo, Pekoe,** sowie **sachgemäße Mischungen** empfiehlt und versendet
Alfred Böhm, Stuttgart.

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

Sonder-Abonnements
auf die (wissenschaftliche)
Beilage zur Allgemeinen Zeitung,
herausgegeben von **Dr. Oskar Bulle,**

nehmen alle deutschen und die meisten ausländischen Postämter an. (Nr. 941/2 des deutschen Zeitungskatalogs.)

Quartalpreis Mk. 4,50, in Wochenheften Mk. 5,—. Letztere Ausgabe ist auch durch die Buchhandlungen zu beziehen. — Direkte Lieferung (einschl. Porto): Inland Mk. 6,30, Ausland Mk. 7.—.

Durch die Einrichtung des getrennten Abonnements für die altberühmte „Beilage" ist vielen Wünschen entsprochen worden. Dieselbe kann nunmehr als litterarisches Beiblatt zu politischen Zeitungen jeder Richtung gelten.

Die monatlich erscheinenden „Kirchenpolitischen Briefe" erregen fortgesetzt allseitig das lebhafteste Interesse.

Verlag der Allgemeinen Zeitung, München.

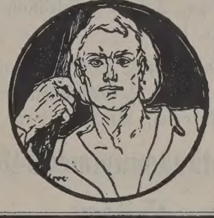
Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik, Bildende u. angew. Künste.
Jährlich 24 Hefte à 32 Seiten
in vornehmer Ausstattung. Mit Bildern und Notenbeilagen.
Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Welch eine Fülle von Urteil und Kunstsinn, welch ein vortreffliches und umfassendes Bild des schöngeistigen Lebens eines ganzen Jahres, und das Ganze für einen wahrhaft lächerlichen Preis! **Tägl. Rundschau, Berlin.**

Ein herrliches Stück Arbeit hat das Blatt in seinem ersten Jahrzehnt geleistet, ein Stück Arbeit, das der Geschichtsschreiber unseres deutschen Kunst- und Geisteslebens warm zu würdigen hat. **Deutsche Tageszeitung, Berlin.**

„In der That wiegt der einzige Kunstwart mehr wie der ganze übrige Haufen von ästhetischen, litterarischen und Kunstzeitschriften." **Univ.-Prof. Max Koch, Breslau.**



„Unter den litterarischen Zeitschriften ersten Ranges befindet sich eine einzigartige, welche jenseits und in gewisser Beziehung sogar über der Konkurrenz steht: Der Kunstwart." **Deutsche Zeitung, Wien.**

Abonnementspreis M. 2.50 f. d. Vierteljahr
bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung
Georg D. W. Callwey, München.

Die Umschau.
III. Jahrgang. Wöchentlich $1^1/_2$ Bogen. Vierteljährlich M. 2.50.

Nr. 1 vom 1. Januar enthält:
Die Gottesauffassung der verschiedenen Volksklassen. Von Paul Göhre.
Das moderne Haus. Von Paul Schultze-Naumburg.
Medizin. Von Dr. L. Mehlau.
Astronomie. Von Professor L. Ambronn.
Pädagogik. Von Dr. J. Ziehen.
Geographie. Von Dr. F. Lampe.
Betrachtungen und kleine Mitteilungen.
Durch Bakterien betriebene Maschine.
Industrielle Neuheiten.
Palmin. Globus-Selbstschänker.
Sprechsaal. Neue Erscheinungen des Büchermarktes. Akademische Nachrichten. Zeitschriftenschau. Karrikaturenschau.

Nr. 2 vom 8. Januar enthält:
Stadt und Land in ihrem Einfluss auf die Volksentwickelung. Von Dr. Tschierschky.
Das moderne Haus. (Schluss.) Von Paul Schultze-Naumburg.
Allgemeine Charakterzüge der lebendigen Substanz.
Kulturgeschichte.
Betrachtungen und kleine Mitteilungen.
Über das Ausfliessen des Saftes bei Stammstücken von Lianen. — Über den weiteren Verlauf der deutschen Tiefsee-Expedition. — Ein Helmholtz-Denkmal. — Piktographieen eines bäuerlichen Wirtschaftskalenders von 1786. — Ein angebliches Phänomen.
Industrielle Neuheiten. Die „Non plus ultra"-Käfer-Falle.
Bücherbesprechungen. Neue Erscheinungen des Büchermarktes. Akademische Nachrichten. Zeitschriftenschau.

H. Bechhold Verlag, Frankfurt a. M.,
Neue Kräme 19/21.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen.

Unter der Presse befindet sich:

Richard Rothe als praktischer Theologe.

Von

D. Heinrich Bassermann,

Großh. bad. Kirchenrat, o. ö. Professor der Theologie in Heidelberg.

Groß 8. ca. M. 1.80.

Die Hilfe

Nationalsoziales Wochenblatt

Herausgeber: Friedr. Naumann

Aus den beiden ersten Nummern (je 16 Seiten) des neuen (V) Jahrgangs:

Naumann, Delbrück in Disziplinaruntersuchung — Politische Notizen — Der Krefelder Weberstreik — Dr. med. **Hentzelt**, Zur Bekämpfung der Schwindsucht — **Weinhausen**, Unparteiische Arbeitsnachweise — **J. Gmelin**, Die württembergische Verfassungsrevision — **Arbeit**, Wohlfahrtspflege auf dem Lande — **Esenwein**, Zum Kommunalwahlrecht — **E. Schlaikjer**, Fanatismus — Hans Delbrücks Stellung in der Wissenschaft — 2c. 2c.

Jede Nummer bringt außerdem eine **Andacht** von Naumann, eine **Erzählung**, eine Sammlung interessanter **Zeitungsstimmen**, Politische und sozialpolitische Notizen, Allerlei, Büchertisch 2c.

Vierteljährlich 1,50 M. Postzeitungsnummer 3486

„Geschäftsstelle der „Hilfe"

Berlin-Schöneberg

Ansichtskarten aus Aegypten.

Eigentum des Evangelischen Frauenvereins Alexandrien.

Eine **Serie**, 6 Stück, einzeln zuadressiert mit ägyptischer oder französischer Post gegen Einsendung von 1,60 Mk. (Briefmarken). Einzelne Karte 30 Pfge. Außerdem eine **originelle Karte aus der deutschen Schule in Alexandrien** à 30 Pfge., 6 zu 1,60 Mk.

Adresse: **Pastor Kaufmann, Alexandrien.**

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Unter der Presse befindet sich ein Neudruck von

Die Geschichte Jesu.

Erzählt von

D. Paul Wilhelm Schmidt,

ord. Professor der Theologie an der Universität Basel.

8. Geheftet Mk. 3.—. Gebunden Mk. 4.—.

Das Werk fand eine so starke Nachfrage, daß sechs Wochen nach seinem Erscheinen ein unveränderter Neudruck nötig war. Die Kritik hat sich in der günstigsten Weise darüber ausgesprochen und hat es als die Zusammenfassung des Ertrags des neunzehnten Jahrhunderts hinsichtlich der Geschichte Jesu bezeichnet.

Demnächst kommen zur Ausgabe:

Hefte zur Christlichen Welt

Nr. 38.

Die Theologie als Wissenschaft.

Von

Lic. E. Rolffs,

Pastor in Stade.

ca. M. —.50.

Nr. 39.

Die Schöpfungsgeschichte, der Sündenfall und der Turmbau zu Babel.

Drei Predigten von

D. F. Loofs,

Professor der Theologie in Halle.

ca. M. —.50.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen.

Voranzeige.

In Vorbereitung befindet sich:

KURZES BIBELWÖRTERBUCH

unter Mitwirkung von Lic. **G. Beer** in Halle a. S., Professor D. **H. J. Holtzmann** in Strassburg, Professor D. **E. Kautzsch** in Halle, Geh. Kirchenrat Professor D. **C. Siegfried** in Jena, Professor Dr. **A. Socin** in Leipzig, Professor Dr. **A. Wiedemann** in Bonn, Professor Dr. **H. Zimmern** in Leipzig

herausgegeben von

D. **H. Guthe,**

Professor der Theologie in Leipzig.

Mit vielen Abbildungen.

(Aus dem Verlag der **H. Laupp**'schen Buchhandlung in Tübingen übernommen, welche schon seit mehreren Jahren die Herausgabe des Werkes in Angriff genommen hat.)

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Leipzig, Querstr. 21. — Druck von Carl Marquart in Leipzig